

Das Werk



Lichtbild: Gehmke-Winterer.

Jugend marschiert.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf



Oktober 1933

Heft 10

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober 1933

Heft 10

An das deutsche Volk!

Von Johann Gottlieb Fichte.

Jahrhunderte sind herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seid wie heute: in solcher Anzahl; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jezo nicht auf und gehet in euch, laßt ihr auch dieses wieder als einen leeren Ritzel der Ohren an euch vorübergehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnt euch. Seht nur dieses Mal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein dasei und alles allein tun müsse. Wenn recht viele einzelne so denken, so wird bald ein großes Ganzes dastehen, das in eine einige, engverbundene Kraft zusammenfließe. Wenn dagegen jedweder sich selbst ausschließend auf die übrigen hofft und den andern die Sache überläßt, so gibt es gar keine anderen, und alle zusammen bleiben, so wie sie vorher waren. — Fasset ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Saget nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme. Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gesteirnis versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Die äußern Antriebe zur Besinnung können niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat alles Gefühl verloren. — Ihr seid zusammenberufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keinesweges etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmahnung an andere, sondern zu einer Anmahnung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eignen Person ausführen kann. Es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige Tat und der da ohne Wanken fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.

So schwach und so kraftlos ihr auch immer sein möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verwirrenheit über unsre Lage, in unsre Gedankenlosigkeit, in unser blindes Beharren uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns und unsrer Weise

dazusein. Es war bisher gegangen und ging ebenso fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir statt einer andern Widerlegung triumphierend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurchgegangen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umbängen, bloß als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist oder nicht ist. Euch ist es verliehen wie keinem Geschlechte vor euch, das Geschehene ungeschehen zu machen und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszufüllen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Laßt vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Übel der Knechtschaft: Entbehrungen, Demütigungen, der Hohn und Übermut des Überwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seid so lange, bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgendein untergeordnetes Plätzchen erkaufet und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslöscht. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer und sehet noch unter euch und um euch herum ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt und die letzten eines nicht achtungswürdigen Geschlechtes, bei dessen Geschichte die Nachkommen sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schicksal preisen werden, daß es gerecht sei, oder ob ihr der Anfang sein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen Zeit und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle.

Ob jemals es uns wieder wohlgehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen, und insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise tut und wirkt, als ob er allein sei und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe.

Aus den „Reden an die deutsche Nation“, gehalten in den Jahren der Erniedrigung 1807/1808.

Notwehr als Recht.

Von Adolf Hitler*.

Mit der Waffenniederlegung im November 1918 wurde eine Politik eingeleitet, die nach menschlicher Voraussicht langsam zur vollständigen Unterwerfung führen mußte. Geschichtliche Beispiele ähnlicher Art zeigen, daß Völker, die erst ohne zwingendste Gründe die Waffen strecken, in der Folgezeit lieber die größten Demütigungen und Erpressungen hinnehmen, als durch einen erneuten Appell an die Gewalt eine Änderung ihres Schicksals zu versuchen.

Dies ist menschlich erklärlich. Ein kluger Sieger wird seine Forderungen, wenn möglich, immer in Teilen dem Besiegten auferlegen. Er darf dann bei einem charakterlos gewordenen Volk — und dies ist ein jedes sich freiwillig unterwerfendes — damit rechnen, daß es in jeder dieser Einzelunterdrückungen keinen genügenden Grund mehr empfindet, um noch einmal zur Waffe zu greifen. Je mehr Erpressungen aber auf solche Art willig angenommen werden, um so ungerechtfertigter erscheint es dann den Menschen, wegen einer neuen, scheinbar einzelnen, aber allerdings immer wiederkehrenden Bedrückung sich endlich doch zur Wehr zu setzen, besonders wenn man, alles zusammengerechnet, ohnehin schon so viel mehr und größeres Unglück schweigend und dulndend ertrug.

Die Entwicklung seit dem Jahre 1918 zeigt uns nun, daß in Deutschland die Hoffnung, durch freiwillige Unterwerfung die Gnade der Sieger gewinnen zu können, leider in verhängnisvollster Weise die politische Einsicht und das Handeln der breiten Masse bestimmt. Ich möchte deshalb den Wert auf die Betonung der breiten Masse legen, weil ich mich nicht zur Überzeugung zu bekennen vermag, daß das Tun und Lassen der Führer unseres Volkes etwa dem gleichen verderblichen Irrwahn zuzuschreiben sei. Da die Leitung unserer Geschichte seit Kriegsende, nunmehr ganz unverhüllt, durch Juden besorgt wird, kann man wirklich nicht annehmen, daß nur fehlerhafte Erkenntnis die Ursache unseres Unglücks sei, sondern man muß im Gegenteil der Überzeugung sein, daß bewußte Absicht unser Volk zugrunde richtet.

So erscheint es auch begreiflich, daß dieselbe Zeitspanne, die 1806 bis 1813 genügt hatte, um das gänzlich zusammengebrochene Preußen mit neuer Lebensenergie und Kampfbereitschaft zu erfüllen, heute nicht nur ungenützt verstrichen ist, sondern im Gegenteil zu einer immer größeren Schwächung unseres Staates geführt hat.

Sieben Jahre nach dem November 1918 wurde der Vertrag von Locarno unterzeichnet.

Dabei hätte man spätestens im Winter 1922/23 allgemein verstehen müssen, daß sich Frankreich auch nach dem Friedensschluß mit eiserner Konsequenz bemühe, sein ihm ursprünglich vorschwebendes Kriegsziel doch noch zu erreichen. Denn niemand wird wohl glauben, daß Frankreich im entscheidendsten Ringen seiner Geschichte viereinhalb Jahre lang das an sich nicht zu reiche Blut seines Volkes einsetzte, nur um später die vorher angerichteten Schäden durch Reparationen wieder vergütet zu erhalten. Selbst Elsaß-Lothringen allein würde noch nicht die Energie der französischen Kriegsführung erklären, wenn es sich nicht dabei schon um einen Teil des wirklich großen politischen Zukunftsprogrammes der französischen Außenpolitik gehandelt hätte. Dieses Ziel aber heißt: Auflösung Deutschlands in ein Gemengsel von Kleinstaaten.

Dauernd, bei jedem möglichen Anlaß, mußte man das Reichsgefüge erschüttern. Durch die Auferlegung immer neuer Entwaffnungsnoten einerseits und durch die hierdurch ermöglichte wirtschaftliche Auspressung andererseits hoffte man

in Paris, das Reichsgefüge langsam lockern zu können. Je mehr die nationale Ehre in Deutschland abstarb, um so eher konnten der wirtschaftliche Druck und die ewige Not zu politisch destruktiven Wirkungen führen. Eine solche Politik politischer Unterdrückung und wirtschaftlicher Ausplünderung, zehn und zwanzig Jahre durchgeführt, muß allmählich selbst den besten Staatskörper ruinieren und unter Umständen auflösen. Damit aber ist das französische Kriegsziel dann endgültig erreicht.

Die französische Politik mag tausend Umwege machen, irgendwo am Ende wird immer dieses Ziel als Erfüllung letzter Wünsche und tiefster Sehnsucht vorhanden sein. Es ist aber unrichtig, zu glauben, daß ein rein passiver, nur sich selbst erhalten wollender Wille einem nicht minder kraftvollen, aber aktiv vorgehenden auf die Dauer Widerstand leisten könne. Solange der ewige Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich nur in der Form einer deutschen Abwehr gegenüber französischem Angriff ausgefragt wird, wird er niemals entschieden werden, wohl aber wird Deutschland von Jahrhundert zu Jahrhundert eine Position nach der anderen verlieren. Man verfolge das Wandern der deutschen Sprachgrenze, vom zwölften Jahrhundert angefangen bis heute, und man wird wohl schwerlich mehr auf den Erfolg einer Einstellung und Entwicklung bauen, die uns bisher schon soviel Schaden gebracht hat.

Erst wenn dies in Deutschland vollständig begriffen sein wird, so daß man den Lebenswillen der deutschen Nation nicht mehr in bloß passiver Abwehr verkümmern läßt, sondern zu einer endgültigen aktiven Auseinandersetzung mit Frankreich zusammenrafft und in einem letzten Entscheidungskampf mit deutscherseits größten Schlußzielen hineinwirft: erst dann wird man instande sein, das ewige und an sich so unfruchtbare Ringen zwischen uns und Frankreich zum Abschluß zu bringen.

Ich habe mir damals oft und oft die Kehle heiser geredet und habe versucht, wenigstens den sogenannten nationalen Kreisen klarzumachen, was im Jahre 1923 auf dem Spiele stehe und daß, bei gleichen Fehlern wie im Jahre 1914 und den folgenden Jahren, zwangsläufig auch wieder ein Ende kommen würde wie 1918.

Ich will an dieser Stelle nicht eine Schilderung jener Ereignisse folgen lassen, die zum 8. November 1923 führten und die ihn beschloßen. Ich will es deshalb nicht, weil ich mir für die Zukunft nichts Nützliches davon verspreche, und weil es vor allem zwecklos ist, Wunden aufzureißen, die heute kaum vernarbt erscheinen; weil es überdies zwecklos ist, über Schuld zu reden bei Menschen, die vielleicht im tiefsten Grunde ihres Herzens doch alle mit gleicher Liebe an ihrem Volke hängen und die nur den gemeinsamen Weg verfehlten oder sich nicht auf ihn verstanden.

Angesichts des großen gemeinsamen Unglücks unseres Vaterlandes möchte ich heute auch nicht mehr diejenigen kränken und dadurch vielleicht trennen, die eines Tages in der Zukunft doch die große Einheitsfront der im Herzen wirklich treuen Deutschen zu bilden haben werden gegenüber der gemeinsamen Front der Feinde unseres Volkes. Denn ich weiß, daß einst die Zeit kommen wird, da selbst die, die uns damals feindlich gegenüberstanden, in Ehrfurcht derer gedenken werden, die für ihr deutsches Volk den bitteren Weg des Todes gegangen sind. Sie müssen den wankelmütig werdenden und den Schwachen immer wieder zur Erfüllung seiner Pflicht zurückrufen, zu einer Pflicht, der sie selbst im besten Glauben und bis zur letzten Konsequenz genügten.

* Aus: Adolf Hitler „Mein Kampf“. Verlag Franz Eher Nachfolger.



Mit Genehmigung der Neuen Photographischen Gesellschaft Berlin.

Bemalde von Arthur Kampf.

Fichte als Redner an die deutsche Nation.

Fichte, der Wegbereiter zur Nation (1762–1814).

Von Moeller van den Bruck †. (Geschrieben im Jahre 1912.)

Die Erde erbebt. Wollte Europa zusammenbrechen? Schon glaubten die Jaghaften wieder, das Ende der Welt sei gekommen. Erst war Paris ausgegangen im Brande der Französischen Revolution, hatte in einem kurzen Jahrzehnt schrecklich gerächt, was man während zwei Jahrhunderten des Unrechts an dem französischen Volke verbrochen. Und als dann alles gegeneinander wühlte, als niemand mehr herausfand aus dem Taumel von Blut und Mord, als der Mensch keine Sicherheit und die Menschheit keine Freiheit mehr besaß, da war der neue Bändiger aus dem Dualin und Rauch herausgeschritten: Napoleon. Bald war ganz Europa rot von seinen Taten. Was würde werden mit Europa? Allgemein war die Verwirrung. Zweifel an sich, Angst vor der Zukunft, Nichtwissen, was wollen und sollen, hielt die Menschen in Zaudern und Schreck, bannte die Völker zu Erstarrung und Ohnmacht. Unbesiegt, wie es schien, stürmten die Legionen hinaus über Frankreichs Grenzen. Würde ein neues Rom die Welt unterwerfen? Nationen brachen. Reiche stürzten. Kronen wurden genommen und gegeben. Federzüge entschieden über ganze Völkergeschicke. Das Haus der Bonaparte stieg zum Glanze von Kronen. Napoleon selbst war das allmächtige Schicksal.

Dreierlei wurde diesem Ansturm schließlich entgegengesetzt: von England das Meer, von Rußland die Steppe und von Deutschland die Weltanschauung. An ihnen, Meer, Steppe und Weltanschauung, die, wenn man sie tief faßt, noch heute die Herren Europas sind, wie sie es in Zukunft immer mehr sein werden, scheiterte Napoleon. Rußland, die sicher in sich selbst ruhende Kraft, brauchte im Grunde nur abzuwehren, brauchte sich nur zu schütteln, und der Feind rollte von ihm zurück. England, das unnahbare, das mit Trafalgar zudem dafür sorgte, daß es selbst dann, wenn Frankreich den Kontinent unter sich zwingen sollte, immer noch ein Seeimperium neben ihm gab, war von vornherein

vom Gegner geschieden. Deutschland dagegen, das den Stoß unmittelbar auszuhalten hatte, mußte kämpfen, mußte den ganzen Marterweg gehen von Zusammenbruch, Vernichtung, äußerster Erniedrigung, von langsamer Wiedergeburt, Erhebung und endlich Befreiung. Hier mußte in der Weltanschauung das Tiefste und Beste des ganzen Volkes aufgeboten werden, mußte der Geist den Arm von Knaben und Greisen rufen und die Begeisterung an Kraft ersetzen, was an Zahl und Bewaffnung fehlte. Hier mußte das Volk selbst aufstehen und den Feind aus dem Lande schlagen, mußte die Vorwelt noch einmal lebendig und alles Kämpferische, das sich aus Mittelalter und Reformation noch erhalten hatte, wieder mächtig und wirklich werden. Lange, öde, träge Jahrhunderte deutscher Geschichte lagen dazwischen. In ihnen hatte das deutsche Volk die Entwicklung vom Langknecht zum Spießbürger durchgemacht. Vollständig umlernen, beinahe seine ganze nächste Vergangenheit vergessen mußte es nun, wollte es erneut ein Kämpfergeschlecht stellen. Wohl hatte sich, als der Sturm losbrach, bereits vieles wieder geistig geändert in Deutschland. Wohl hatte die Erscheinung Friedrichs des Großen sogar politische Hoffnung geweckt und den Deutschen zum mindesten wieder nationale Achtung vor sich selbst gegeben. Aber gerade Friedrichs des Großen beste Schöpfung, die preussische Armee, und damit zugleich die einzige feste Verkörperung nach außen, die die deutsche Weltanschauung und ihre kategorische Moral schon besaß, segte der Tag von Jena erbarmungslos hinweg. Nun war die Weltanschauung wieder auf sich selbst angewiesen. Doch die Stunde drängte. Augenblicke kamen, in denen es zweifelhaft erschien, ob es in Zukunft überhaupt noch ein deutsches Volk geben würde. Aber war es nicht möglich, die Weltanschauung selbst zu wandeln, sie vom Ewigen umzubiegen ins Zeitliche? Statt nur innerlich zu sein, entweder ästhetisch, wie bei Goethe und Schiller, oder so philosophisch, wie bei Kant, mußte sie



Johann Gottlieb Fichte.

Nach einem Kupferstich von Burg.

Aus dem Corpus Imaginum
der Photographischen Gesellschaft Berlin.

schlagend, zündend, begeisternd werden. Es war ein letzter, äußerster, verzweifelter Versuch. Würden sie darunter nicht vielleicht beide zusammenbrechen, das Volk und die Weltanschauung? Eine bestimmte Lebensauffassung mußte aus ihr hervorgehen, und, da es für das Leben sehr bald nur die eine Form des Kampfes gab, eine Kampfanschauung. Sie ist es, die Fichte gegeben hat: der erste, von dem in Deutschland das Beispiel ausging, wie aus Geist Schwerter zu schmieden wären, und der damit über die nächsten Ziele hinaus, denen er persönlich lebte, der eigentliche Vorstreiter unserer nationalen Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert wurde.

Daß Menschenleben ein Heldenleben sein muß, war der Sittlichkeitsgrund, auf dem das ganze Germanentum ruhte. Nicht umsonst waren die Germanen ein Kriegervolk gewesen: das einzige angesehene Gewerbe, das der germanische Mann treiben konnte, war das Verfertigen von Waffen. An diesem Kampfgeiste hatte auch das Christentum nichts zu ändern vermocht. Anders wurde das erst nach dem Dreißigjährigen Kriege. Da überkam die Nation in ihrer Erschöpfung zum ersten Male die Sehnsucht nach Ruhe, nach Frieden, samt allen Begleiterscheinungen musloser und kleingläubiger Zeiten. Jetzt trieben wir wirklich dahin in einer Stimmung, die gerade entgegengesetzt der ursprünglichen Rassegesinnung war, und sehr bald nichts als ein schimpfliches Behagen an schimpflichem Leben. Zu ersticken drohten wir in engem Wohlfsein, Stubendasein und Bürgerlichkeit. Hier mußten wir herausgerissen werden, ehe es zu spät war. Erziehung tat not. Die Aufklärung konnte diese Erziehung nicht auf sich nehmen. Die Aufklärung mit ihren flachen Weisheitslehren, ihrem Theismus ohne Gott, ihrem Demokratentum ohne Volklichkeit, ihrer Humanitätsfeligkeit ohne Männlichkeit, ihrem ganzen Liberalismus ohne Freiheit und Tatkraft — sie bestätigte das schlaffe Getriebe sogar eher noch, als daß sie ihm widersprach.

Wohl gab Kant jetzt den Ruck an, der den einzelnen aufschleunigen konnte zu einem freien Sittlich-sein in sich selbst. Aber gerade der Seite des Lebens war Kant abgekehrt — und gerade nach der Seite des Lebens mußte die Nation hingewiesen werden. Nicht nur etwas sein mußten die Deutschen wieder — sie mußten auch beweisen, daß sie etwas bedeuteten.

Nur im Streite kann die Wahrheit gedeihen. Es stehen noch ganz andere Kämpfe bevor über dieselbe, als wir bis jetzt erlebt haben.

Das war Fichtes Überzeugung in einer Zeit, in der die Aufklärung schon die Summe aller Wahrheit in Friedseligkeit gefunden zu haben vermeinte. Im Sinne dieser Kampfüberzeugung aber Leben und Sittlichkeit zu verkünden, war dann Fichtes Bestimmung als Mensch und als Denker, und zugleich, da das Schicksal es fügte, daß der Kampf um das Leben sehr bald zusammenfallen sollte mit dem Kampf um das Vaterland, seine Bestimmung als Patriot.

Sittlichkeit um der Sittlichkeit willen — und Sittlichkeit um des Lebens willen: das ist noch immer der Unterschied von Moral und Ethik gewesen. Kant hatte die erstere so hoch gehoben, wie vor ihm noch kein Mensch, wie vor allem Christus nicht, der so ganz Ethiker und in nichts Moralist war. Kant hatte sogar den äußersten, letzten, reinsten Punkt erreicht, der uns Menschen in unserem Streben nach Sittlich-sein zu erreichen überhaupt möglich ist: eben jenen, wo die Sittlichkeit in nichts anderem beruht als in der Sittlichkeit. Es ist ungeheuer groß, wenn Kant in seiner stillen Stube sitzt und niederschreibt: „Das moralische Gesetz ist der alleinige Bestimmungsgrund des reinen Willens.“ Doch das Leben, das draußen vorbeistürmt, das überall ist, wo Wirklichkeit ist, auch in Königsberg — es will gleichfalls sein Recht haben und fragt: Welches aber ist der Bestimmungsgrund des menschlichen Willens? Damit Sittlich-



Immanuel Kant.

Nach einem zeitgenössischen Gemälde
von Döbler.

Aus dem Corpus Imaginum
der Photographischen Gesellschaft Berlin.

keit überhaupt zustande kommen kann, ist es nötig, daß dem moralischen Gesetz in uns ein Ziel außer uns gesetzt werde. Der Willensvorgang ist ein ganz ähnlicher wie der Vernunftvorgang: wie dort Anschauungen ohne Inhalt leer sind, so ist hier Sittlichkeit ohne Gegenstand hohl. Wir können überhaupt nicht sittlich sein, wenn wir nicht das moralische Gesetz in uns zur Anwendung ins Leben tragen, es ständig in Berührung mit dem Leben halten, es aus der Not des Lebens für uns entnehmen. Jedenfalls ist Sittlich-sein durch das bloße Sittlich-sein gerade so unfruchtbar wie das Denken am bloßen Denken. Wie wir der Welt einen Weltzweck setzen, so verlangt unser Leben seine Menschenzwecke. Das erkannte auch Fichte, und so stellte er klar und deutlich seine Forderung auf, die beiden, Moral wie Ethik, ihren unmißverständlichen Platz anwies:

Vollkommenheit ist das höchste unerreichbare Ziel des Menschen; Vervollkommenung ins Unendliche aber ist seine Bestimmung.

Die Entwicklung hat bis heute Fichte, und damit der Ethik, recht gegeben. Kant hatte das Streben nach Vollkommenheit auf die Pflicht gestellt, in der kalten, geistigen, aber ungemein hohen Bedeutung, in der er den Begriff nahm. Fichte dagegen stellte das Streben nach Vervollkommenung auf die Ideale, in der schweren, mächtigen, menschlichen Bedeutung, in der er diesen Begriff selbst lebte. Und hier muß durchaus gesagt werden, daß alles, was in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert geworden ist, bis heute in unser zwanzigstes hinein, durch das Ideal geworden ist und nicht, wenigstens in diesem Selbstzwecksinne nicht, durch die Pflicht. Wahrgemacht hat diese Zeit voll Kampf und Heldenmut das Wort, das Fichte einmal allen denen zuwarf, denen jeder idealistische Standpunkt zu hoch schien, und die aussichtslos und verzweifeln im vergänglichen Stoff statt im brennenden Geist den Sinn und die Wahrheit aller Dinge suchten:

Daß Ideale in der wirklichen Welt sich nicht darstellen lassen, wissen wir anderen vielleicht so gut als sie, vielleicht besser. Wir behaupten nur, daß nach ihnen die Wirklichkeit beurteilt und von denen, die dazu die Kraft in sich fühlen, verändert werden müsse.

Ein anderes ist es, daß es zur Verwirklichung dieser Ideale kein besseres Mittel und keinen stärkeren Hebel gegeben hat als gerade die kantische Pflicht: jenen inneren Ruck zur äußeren Umkehr, den Kant lehrte und den vielleicht nicht als kategorischen Imperativ, wohl aber als persönliche Freiheit jeder echte, auch der ganz und gar unphilosophische Mensch in sich erlebt hat und ständig erlebt. Doch lebendig gemacht hat diese Pflicht nicht wieder die Pflicht, nicht die Pflicht als solche und als Selbstzweck, sondern lebendig gemacht worden ist sie einzig und allein durch das Ideal: durch jene gewaltige Begeisterung, durch die Ideen, die den Menschen von außen gebracht und durch die sie dann im Innern mit fortgerissen wurden. Alle jene toten Begriffe, wie Achtung und Selbstgerechtigkeit, in denen sich Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft“ mit — am letzten Ende — Nichtsagendem festgelegt hatte, haben nicht das Geringste gewirkt. Alle jene lebendigen Begriffe dagegen, wie Ehre, Freiheit und Vaterland, wie später unsere großen modernen Begriffe Arbeit, Kultur und Germanentum haben das starke, ringende Leben geschaffen, in dem wir heute stehen.

So verlangte es zunächst einmal die Zeit. Um zu philosophieren und sich womöglich nach einem System sein Leben zurechtzulegen, dazu hatte sehr bald nicht einer in Deutschland mehr die Ruhe. Die Generation, die jetzt heraufkam, fand die Notwendigkeit vor, tätig von dem persönlichen Leben aus in das allgemeine Leben einzugreifen. Der Philosoph dieser Notwendigkeit wurde Fichte:

Handeln! Handeln! Das ist es, wozu wir da sind
— ist eines seiner frühesten Worte.

Die Welt ist uns nicht gegeben, sondern aufgegeben.
— heißt sein bekanntestes.

Wer nicht zunimmt, der nimmt, wenn andere zunehmen, ab
— war der Grundsatz seiner durchaus imperialistischen Staatslehre.

Diese Sache, sowie jede vernünftige Sache in der Welt, ist nicht tausendfach, sondern einfach
— meinte er kurz und bündig, als er in seinen Reden die deutsche Nation aufrief, und mit:

Einer muß immer der Erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben!

— antwortete er auf die Frage, woher gerade er das Recht zu solchem Auftreten nehme. Etwas ungemein Bestimmtes, Eindeutiges, Klipp-und-Klares, etwas bedingungslos Praktisches, fast Amerikanisches ging durch seine ganze Sprache, sein ganzes Auftreten hindurch. Und hierdurch unterschied er sich vor allem von Schiller, mit dem er sonst den gleichen Idealismus, die gleichen Erziehungsideen teilte. Nicht der Dichter war für ihn denn auch der höchste Mensch, von dem er für die Menschheit alles erwartete, sondern mit Bewußtsein war es der Held. An ihn dachte er, als er ausrief:

Der höhere Mensch reißt gewaltig sein Zeitalter auf eine höhere Stufe der Menschheit herauf.

Im Heldenstum als Lebensziel sah er den idealen Bestimmungsgrund für unser Handeln. Leben, Kämpfen, Siegen schien ihm der eigentliche menschliche Beruf. Würdiger war für ihn kein Leben als das im Wettstreit der Kräfte verbrachte. Zu einem Heldenvolk suchte er deshalb die Deutschen wieder zu erwecken, und als das geborene Heldenvolk der Geschichte liebte er sie. Auch diese Fichtesche Ethik war nicht ohne Härte, sogar Furchtbarkeit. Der heroische Zug näherte sie ganz von selbst dem Stoischen an: so meinte er einmal, es könne von uns nichts Höheres gefordert werden, als ein uns unerträglich gewordenenes Leben dennoch zu ertragen.

Fichtes eigenes Leben war ein Heldenleben. Es ist sehr bezeichnend, daß Kants Leben ganz hinter seiner Lehre zurücktrat, ins Tiefe, Stille, Intime eines rein persönlichen Daseins, daß Fichtes Leben dagegen breit heraus an die Öffentlichkeit trat, ganz mit seiner Lehre nach außen zusammenwuchs und ihn schließlich sogar mitten hinein in die Zeitgeschichte stellte. Fichte wurde 1762 geboren. Er war ein armer Webersohn. Ein Gönner ermöglichte ihm die Schule. Auf der Universität schlug er sich durch. Daß auch er die Lage kannte, in denen er schon die Hoffnung aufgab, sich auch nur ernähren zu können, ist selbstverständlich. Eine Hauslehrerstelle in Zürich rettete ihn schließlich. In Zürich fand er zugleich die Braut. Doch die Braut besaß zugleich etwas, was zu einem Fichte nicht passen wollte: Vermögen. Breit und bequem lag das Leben vor ihm. Ein minder stoischer Mensch hätte nicht lange gezögert. Doch kaum erkannte Fichte die Gefahr, so floh er sie auch. Er verließ Zürich und warf sich von neuem in den Daseinskampf. Er wollte sich sein Leben selbst verdienen haben: nur dann würde ihm auch sein Glück wirklich gehören. Die Zeit, die jetzt folgte, war die allerschlimmste. Aber zugleich brach in ihr der eigentliche Fichte durch. Seine Ethik wurde erlebt, mit Hunger und Elend. „Ich habe fast alles verloren, als den Mut“, schreibt er einmal der Braut, und wir erkennen schon an der Sprache das wachsende Heldenbewußtsein. Wenig später lernte er die Philosophie Kants kennen. Sie war für ihn eine Offenbarung. Alle seine Ahnungen und unausgereiften Überzeugungen bekamen mit einem Male Halt und Rahmen. Sein stürmischer Troß, sein kindliches Selbstbewußtsein, die ganze Stimmung, in der er bis dahin gelebt hatte, weiteten sich zur Weltanschauung. Im Ungestüm der ersten Begeisterung warf er seine erste Schrift hin. Eine neue Hauslehrerstelle mußte ihm dann die Möglichkeit schaffen, selbst nach Königsberg zu reisen und Kant zu sehen. Sein Manuskript nahm er mit und stellte

es Kant zu. Als das letzte Geld aufgezehrt war, kam die erste Antwort Kants. Sie war günstig, und dann lernte der Schüler den Meister kennen. Der letztere sorgte für einen Verleger und verschaffte zugleich neues Geld. Das Buch selbst erregte allgemeines Aufsehen. Es wurde für ein Buch von Kant gehalten. Mit ihm war Fichtes Stellung gesichert. Eine Zeit ungeheuren Schaffens folgte. Kant schrieb an Fichte damals: „Ich werde meine Laufbahn nicht unzufrieden endigen, wenn ich mir schmeicheln darf, daß das, was meine geringen Bemühungen angefangen haben, von geschickten, zum Weltbesten eifrig hinarbeitenden Männern der Vollendung immer näher gebracht werden dürfte.“ Auf Fichte mußte das Wort wirken wie ein Ausruf. Und wirklich ist ja Fichte, trotz der späteren Verwahrung Kants, der eigentliche Verkünder des Kritizismus gewesen. Schon 1794 stand er, nachdem er 1792 geheiratet hatte, in Jena auf dem Katheder und sprach zu Studenten, Denkern, Dichtern. Zur Ruhe gekommen war er deshalb mit seinem Leben noch nicht. Schon 1799 vertrieb ihn sein Atheismusstreit wieder aus Jena. Keine Stadt wollte den Bekehrten nehmen. Sogar im freigeistigen Berlin, wohin er sich wandte, wich man ihm zunächst aus. Und doch sollte er gerade hier zu seiner größten, seiner öffentlichen Wirksamkeit kommen: beim Ausbruch und im Verlauf der Befreiungskriege.

Schon 1806 wandte er sich an den König und bat um die Erlaubnis, als Feldprediger, oder wie er es sich nun dachte, das Heer begleiten und durch Anreden auf die Truppen einwirken zu dürfen. Selbst die Waffen tragen konnte er nicht. So wollte er wenigstens das Seine mit Worten zu wirken versuchen. Sollte es nicht, schon weil es als das Außergewöhnliche auftrat, sogar das Bessere sein? Fichtes Vorfälle waren jedenfalls groß. „Schwerter und Blitze“ gedachte er zu reden. Wenn es ihm gelang, den „Willen zu siegen“ in dem Heere festzumachen, sagte sich dieser Willensmensch, dann mußte der Wille schon mit dem Sieg gleichbedeutend sein, der letztere aus dem ersteren mit Naturnotwendigkeit sich ergeben: denn an die Macht des Willens glaubte er wie an eine Weltkraft. Doch wurde Fichtes Gesuch ausweichend beschieden und übrigens auch dadurch sehr bald hinfällig, daß Jena und Jülich dem Kriege ein schnelles und Preußen beinahe vernichtendes Ende bereiteten. Doch gerade jetzt begann Fichtes Tätigkeit. Schon wenige Wochen nach dem Friedensschluß, im Winter 1807/08, während Deutschland dalag wie eine ausgeraubte, frierende, schreckliche Wastatt, während selbst die Tapfersten verzweifelt, stand Fichte als erster, der sich gefaßt hatte von den Männern der Zeit, in der Berliner Akademie und hielt seine Reden an die deutsche Nation. Was ihm drohte, wußte er. Berlin war von den Franzosen besetzt. Die Gestalt Napoleons wuchs wie ein Gespenst vor jedem auf, der ein vaterländisches Wort wagte. Nichts konnte Fichte schrecken. Geradeaus drang er auf das Ziel los, das er als das einzig mögliche erkannt hatte: das deutsche Volk vom Geiste aus zu einer neuen Zukunft zu erziehen. Zugleich sagte er sich, daß seine Tat, wenn sie ihm das Leben kosten sollte, wie ein gewaltiges Beispiel und Vorbild doppelt sichtbar und wirksam ins Volk dringen müsse. Nur für sich selber, für keines Menschen Auge bestimmt, brachte er damals die Worte zu Papier: „Der einzige Entscheidungsgrund ist: kannst du hoffen, daß dadurch ein größeres Gut bewirkt werde, als die Gefahr ist? Das Gute ist Begeisterung, Erhebung: meine persönliche Gefahr komme gar nicht in Anschlag, sondern sie könnte vielmehr höchst vor- teilhaft wirken.“

Es ist wohl sicher, daß das, was in diesen und den folgenden Jahren die Stein und Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, die Scharnhorst und Gneisenau diplomatisch, innenpolitisch und militärisch wirkten, daß das, was eingeleitet wurde durch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, die Er-

Freiherr vom Stein.

Nach einem zeitgenössischen Kupferstich aus dem Jahre 1821 von Olivier.

Nach dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft Berlin.



klärung der Gewerbefreiheit, die Schaffung der allgemeinen Wehrpflicht, daß das, woran Blüchers Haudegenum keinen Augenblick verzweifelte, was durch Jahns Turnerei ins Volk drang und wofür Kleist sein Leben ließ — daß all das und vieles mehr noch, diese ganze Summe von Opfern, die jeder einzelne schließlich brachte bis zu den Schwachen und Armen, bis zu Frauen und Knaben, von Fichte zuerst in einer bestimmten Anschauungsweise national gefordert worden ist. Kant gab den Führern des Volkes, das 1813 in den Kampf zog, am besten verkörpert vielleicht in so straffen Naturen wie Arndt und Nettelbeck, das harte Gewissen. Schiller gab den Jünglingen, die an ihm sich gebildet hatten, wie Körner und Schenkendorf, den großartigen Schwung. Fichte aber hatte zuerst der Nation ein Nationalbewußtsein verkündet: und das wirkte 1813 und 1814 aus dem Geist, in dem Fichtes Reden gehalten und aufgenommen waren, hinüber auf die Gestaltung der Ereignisse selbst.

Fichte hat die Zeit noch erlebt. Bis 1813 wirkte er an der neugegründeten Berliner Universität, ihr gefeiertster Redner. Und als dann 1813 der Aufruf „An mein Volk!“ durch das Land ging, als hoch über Preußen das Eiserne Kreuz am nächtigen Himmel stand, als die Scharen der freiwilligen Jäger sich bildeten und die Landwehr aufgeboten wurde, da kam auch Fichte. Wieder wollte er als Feldprediger dem Heere folgen:

Wenn ich wirken könnte, daß eine heilige Stimmung in den Kriegern und Anführern wäre, so wäre ein Großes gewonnen; und dies ist das Entscheidende.

Seine ernste Gestalt unter den ernsten schwarz-weißen Fahnen, um ihn her lauschend und andächtig Alte und Junge, Bürger, Bauern, Adlige, Studenten in Waffen: es wäre eines der stärksten Bilder unserer Geschichte gewesen. Aber wieder wurde sein Besuch abschlägig beschieden. Da blieb dem erzrauten Manne nichts anderes übrig, als selbst die

Waffen zu nehmen. In den Berliner Landsturm reihte er sich ein. Von der Schlacht bei Leipzig, von Blüchers Rheinübergang, von dem Übertritt der siegreichen preussischen Truppen auf französischen Boden vernahm er noch. Dann erlag er den Anstrengungen. Ein Fieber fällte den schweren Mann, der die beste Kraft seines Lebens von früh an in seine Begeisterung gelegt hatte.

Mit den Reden an die deutsche Nation und den kleineren politischen Schriften und Aufzeichnungen Fichtes, die mit ihnen zusammenhängen, steht die deutsche Philosophie auf ihrem Höhepunkt. Was Kant, was Fichte wollte: nicht ins Denken denken, sondern ins Leben denken — hier ward es, in tragischem Augenblicke, Wirklichkeit. Die Weltanschauung nahm teil an dem Leben und Leiden des Volkes, aus dem sie geboren war, und unser Denken erklärte sich, was noch jedes große Denken getan hatte, als eine ganz bestimmte Nationalanschauung. Fichte nahm damit das Werk auf, das Ulrich von Hutten einst sterbend hatte lassen müssen, und setzte zugleich das fort, das unmittelbar vor ihm, in noch friedlicher Zeit, Herder schon wieder versucht hatte. Niemand außer ihm war sonst da in Deutschland, der das große, schwere, schöne Amt übernommen hätte: Erzieher der Nation zur Nation zu sein. Kant, Schiller waren tot. Goethe lebte, aber schwieg. Aufrecht und selbstbewußt vertrat er in Erfurt vor Napoleon das Genie seines Volkes — doch ein Kämpfer war er nicht. Hunderttausend Jünglinge trieb es rings im Lande zu Tat und Gefahr. Schwörend trat man zusammen, und der schwarz-rot-goldene Gedanke bligte zum ersten Male auf. Aber jede politische Wirksamkeit schien vorläufig unmöglich, ausgeschlossen. In Ketten war das Land geschlagen, und die Ketten waren lebende Menschen, feindliche Truppen, französische Gardien. Wie fand man heraus, wie kam man hinweg über die Zeit? Stöhnend, suchend

krümmte sich das Volk. Sein Geist war entstellt. Schicksale lagen auf seiner Brust. Die Besten wollten nicht mehr leben. Kleist ging still in den Tod*. „Wir ringen ums Leben, wir gehen unter in den Fluten!“ rief Fichte. Da fand er heraus, rang mit mächtiger Bewegung sich frei und schritt den einzigen Weg, der zur Rettung noch führen konnte:

Nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zu vollkommenen Menschen durch die wirkliche Ausübung gelöst haben wird, wird sodann noch jene des vollkommenen Staates lösen.

Die Erziehung, die Fichte vorschwebte, war die Erziehung zu unserer Weltanschauung. Deutsche Philosophie sollte das Volk für eine neue Zukunft vorbereiten, und die Zukunft des deutschen Volkes sollte umgekehrt wiederum eine Verwirklichung deutscher Philosophie sein. Fichte sah sich um unter den Völkern, verglich das eigene mit den anderen, das besiegte zumal mit dem siegreichen — und schloß: Wenn es etwas gibt in der Welt, das die Deutschen vor anderen Völkern voraus haben, so kann nur dieses Eine es sein, das die Deutschen errettet. Als das große Besitztum der Deutschen aber fand und verkündete er dann den Geist. Ein einziger Gedanke, sein großer Erziehungsgedanke, riß ihn heraus aus dem Dunkel und der Trübsal der Zeit: sobald es gelang, aus dem Geiste der Deutschen heraus ein Geschlecht zu bilden, das willens war, dem Denken endlich ein Leben entsprechen zu lassen, dann mußte uns die ganze Erde gehören, und die Jetztzeit, in der wir nackt und arm am Begrande lagen, Bettler unter den Völkern, würde nur eine grausame Prüfungszeit gewesen sein, notwendig für uns, um uns endlich zu uns selbst zu bringen.

Die Scheidung, die Fichte zwischen den Völkern vornahm, war grundsätzlich. Es war die zwischen Idealismus und Materialismus. Geistig, wie sie gefaßt war, überstieg sie weit die Grenzen nationaler Zugehörigkeit. Er sagte:

Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es rede, ist unseren Geschlechtes, es gehört uns an und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher, je lieber sich gänzlich von uns abtrenne.

Fichte kannte unseren Begriff der Rasse noch nicht: geahnt und unbewußt angewendet hat er ihn jedoch als erster. Denn was er hier unter Deutschtum verstand, das war schon genau das, was wir heute — wenigstens in einer wirklich verinnerlichten Rasseauffassung, für die die äußeren Rassemerkmale immer nur Belege sein können — unter Germanentum verstehen: einen gewissen heiligen Geist, der geschichtlich zum ersten Male auftrat, als er mit den Barbarenstämmen des Nordens über die versinkende Welt des Mittelmeerbeckens hereinbrach, und von dem anzunehmen ist, daß er in der Folge alles veranlaßt hat, was dann auch dort noch einmal zu einer neuen Welt heranwuchs. Denn irgendwo muß es seinen Grund auch in Stoff und Blut gehabt haben, daß aus dem, was schon Tod war, wieder Leben brach. Doch es war eine Tragödie um diesen Stoff und dieses Blut, das da den neuen Geist durch die Welt trug. Jahrhunderte- und Jahrtausendlang opferte sich das Germanentum durch alle Lande Europas hin. Wie säend schritt es, und wo es hinkam, da blühten fremde und mächtige Kulturen auf. Ein Volk nach dem andern erlebte unter seinem Einfluß die Zeit seines großen Schaffens. Nur an sich selbst hatte dieser Geist nicht gedacht: eine reine Germanenkultur gab es nicht auf der Erde. Wohl baute es im Mittelalter zusammen mit dem Christentum die Gotik auf: aber die Gotik blieb unvollendet und wuchs nicht aus zur Kultur Europas. Wohl richtete es sich in der Reformation zürnend empor, als die Kulturen umher verdarben und ver-

kamen in Ungeist: aber der Protestantismus war ein Kampf- und kein Schaffensgedanke. Wenn jetzt die Deutschen vom Plane der Menschheit verschwänden, dann würde mit ihnen das Ur- und Stammvolk verschwinden. Deutschland war nun einmal das Mutterland der Rasse. Von hier hatte sie einst ihre Söhne hinaus in den Streit der Weltgeschichte gesandt. Auf Deutschland hatte sich dann das Germanentum schließlich kämpfend zurückgezogen. Sollte es in Deutschland kämpfend zugrunde gehen? Zum Kampf für das Germanentum rief Fichte daher alle Deutschen der Erde auf, bot er Welten auf, um das Volk der Weltanschauung zu retten, glaubte er fest an den Sieg des Geistes im Namen des Geistes.

So nur sind Fichtes beinahe verückte Verkündigungen zu verstehen. Die große, vom Ende der Reden an die deutsche Nation, in der er den Deutschen zurief:

Es ist kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

— und die fast noch größere, mit der er 1813, als der Befreiungskampf ausbrach, den er selbst nicht so nahe geglaubt, und als dessen äußeres Ziel er sofort eine neue Reichseinheit erkannte, sein „Vermächtnis“ schloß:

Dieses Postulat von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates, darzustellen, sind die Deutschen berufen und dazu da im ewigen Weltplane. In ihnen soll ein Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: — von der Persönlichkeit, gebildet fürs erste vor allen Staaten vorher, gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in die sie permalen zerfallen sind, und welche, als bloßes Mittel zum höheren Zwecke, sodann wegfallen müssen. Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahres Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit . . . gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegensteifen: — ein anderes Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da.

Es sind Fichtes letzte Worte: hastig, wie gejagt hingeworfen von dem Manne, der sein ganzes Leben hindurch mit dem Geiste gefochten hatte und der jetzt, an der Reize seiner Tage, bereit war, mit der Waffe zu kämpfen. In all diesen schrecklichen Jahren von 1807 bis 1813 war der feste Wirklichkeitsmensch gezwungen gewesen, Träumer zu sein, um überhaupt zu sein. Jetzt sollte er erleben, daß der erste Schleier des Traumes sich hob und wieder Wirklichkeit sich zeigte.

Fichtes Glaube an die Bestimmung des Deutschtums war Fichtes Religion. Die einzige, große Berechtigung der Vaterlands- und Landeskunde, die es neben der rein sinnlichen Liebe zu Heimat und Landschaft geben kann, die geistige, kam von ihm: es war die, in seinem Volke den geborenen und berufenen Träger einer bestimmten Idee zu sehen. Die Menschheit, sah Fichte ein, hat als solche noch nichts durchgesetzt auf Erden, keinen Gedanken, keinen Willen, keinen Plan. Alles, was geleistet worden ist, das haben Nationen geleistet und diese wiederum durch ihre bestimmten nationalen Persönlichkeiten. In dem Glauben an das deutsche Volk fühlte Fichte zugleich den Glauben an ein bestimmtes Prinzip in der Welt, das zunächst geschichtlich und menschlich war, aber hinübergreifend tief ins Geistige und Göttliche. Den Glauben daran, daß die Deutschen als bestimmte nationale Menschen zugleich bestimmte religiöse Menschen seien, suchte er uns zu vermitteln. Er sagte selbst: „Die Erziehung zur wahren Religion ist das letzte Geschäft der neuen Erziehung.“ Und es war seine feste Überzeugung, daß diese Tat nur durch die Deutschen getan werden konnte.

Welches diese neue Religion sein wird, hat er oft angedeutet, nie ganz ausgesprochen — wie es bis heute unausgesprochen ist. Wir alle stehen und warten und wissen, daß wir ohne eine Religion nicht sein können. Nur so viel wissen wir von ihr, daß sie immer nur unsere Weltanschauung sein wird!

*) Vgl. den Aufsatz „Deutsche ohne Deutschland“ S. 465/466.



Heidebauer.

Vom deutschen Dorf und von der Kraft der deutschen Landschaft.

Von Friedrich Griesse.

Mit acht unveröffentlichten Lichtbildern von Erich Kiehl.

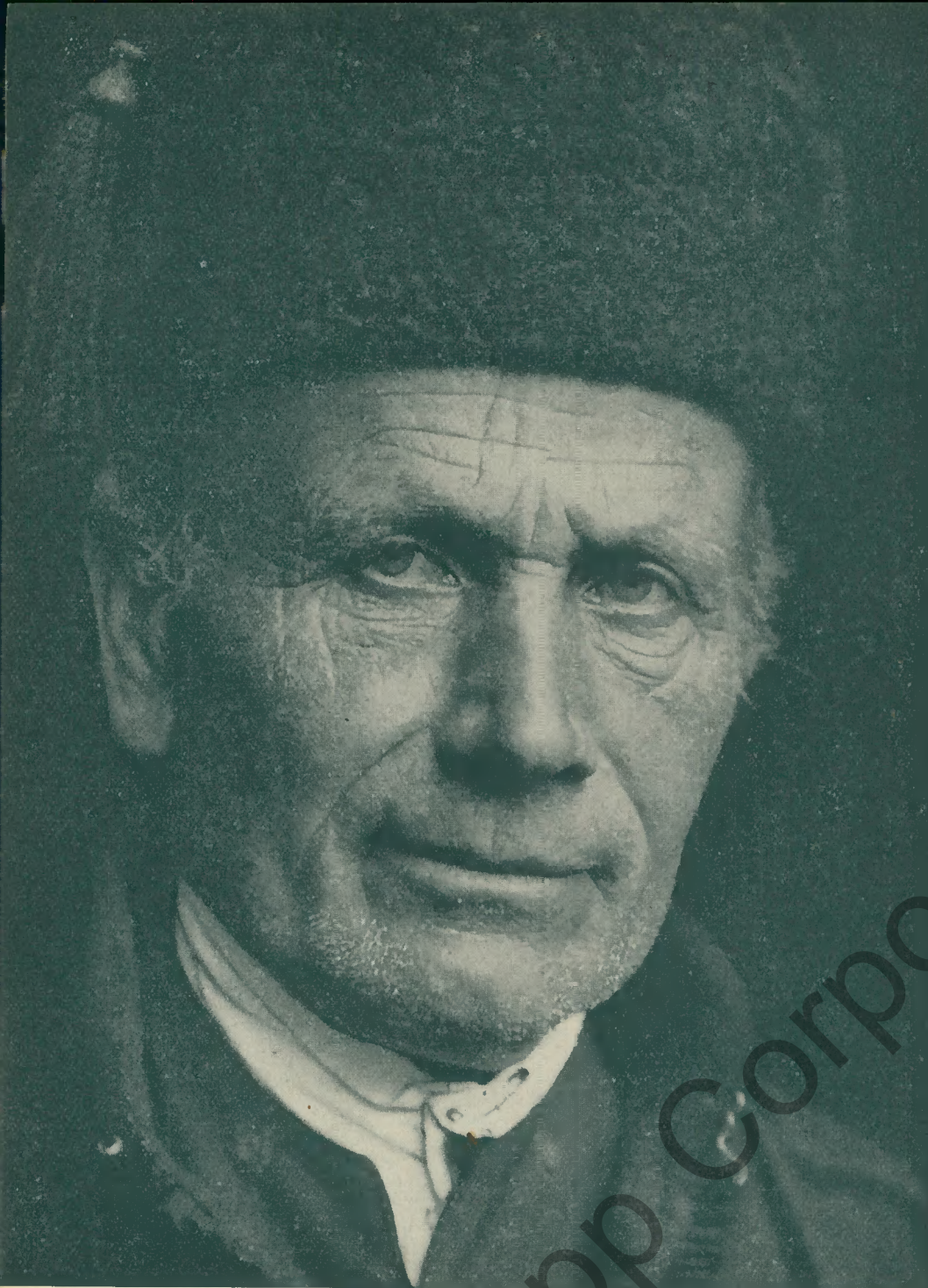
IV.

(Schluß.)

Wer von dem deutschen Dorf, von der Kraft der Landschaft reden will, darf die Stimme früherer Geschlechter nicht überhören. Kinder und Tier, Acker, Wald und Berg und Wasser haben hier — wie im Märchen — eine bestimmende Rolle. Immer wieder wird in diesen Sagen von einer Wiege erzählt. Am Johannistag kommt sie aus einem See heraus, steht dann auf einem kleinen Hügel, in einer Wiese. In anderen Gegenden des Landes nennt man einen Berg, dem sie zu ihrer bestimmten Stunde entsteigt. Zuweilen sehen

die Menschen sie, aber wenn sie ihr näher kommen, verschwindet sie wieder.

In anderen Gegenden des Landes berichtet man von einem kleinen, verschwiegenen Waldwasser, aus dem heraus am Mittag des stillen Freitags Fische an die Oberfläche steigen. Das ganze Jahr über lag das Wasser still und dunkel da, in dieser Stunde wird es lebendig. Auch hier geschieht es wohl, daß Menschen in der Nähe sind; wenn sie aber ganz nahe herangehen oder gar nach den Fischen greifen wollen, schlafen sie ein. Bei ihrem Erwachen sehen sie den See wieder still und



Hessischer Bauer.

dunkel wie in der ganzen übrigen Zeit des Jahres. Die Menschen aber sind viele Tage lang traurig und können den Grund dafür nicht sagen.

Die Seen und Teiche, von denen so erzählt wird, nennt das Volk grundlos. Man darf sie auch nicht ausmessen wollen. Es ist hier und da schon versucht worden. Einmal versuchte ein Mann es mit einem Pflugzeisen. Das kam zwar wieder zum Vorschein, aber hinter ihr her scholl aus dem Wasser herauf ein so klagender Schrei, daß der Mann ihn sein Leben lang nicht wieder vergessen konnte.

Und immer wieder in allen diesen Sagen ein Berg, ein Teich, ein stilles Waldwasser. Aus einem derselben steigt am frühen Morgen ein Hengst. Er trabt durch den Wald und tritt an dessen Ende auf das freie Feld. Es ist Frühling; neben einer Egge, die auf dem Acker gebraucht werden soll, steht ein Kind. Das Tier hält in seiner Nähe an und läßt sich willig vor das Gerät spannen. Das Kind eggt das Land, von einem Ende zum andern, und der Hengst weigert sich nicht. Als aber zuletzt gewendet werden und der Acker in der andern Richtung geeeggt werden soll, ist das Tier verschwunden. Das Kind wartet noch eine Weile, aber nun bleibt alles ganz alltäglich,

und es kann zuletzt nur nach Hause laufen und erzählen, was es erlebt hat.

Einen innerlich starken Teil dieser Sagen nehmen die ein, die von den alten Glocken handeln. Immer sind die Glocken die Seele der Dörfer gewesen, und immer wieder berichtet die überlieferte Rede der alten Dorfleute von ihnen, die während des großen Religionskrieges geraubt und zum Teil in Seen, in stillen Waldteichen versenkt wurden.

Zur bestimmten Zeit, am Johannistag, am Pfingsttag, steigen sie heraus, stehen dann im Gras und tragen eine seltsame Inschrift, die nur selten einer deuten kann. Ein Kind findet wohl einmal die Lösung, obwohl es noch des Lesens unkundig ist, oder ein Landfahrer, einfache Menschen, und gerade deshalb Ausdeuter einer weit zurückliegenden ebenso einfachen Zeit.

Jede dieser alten Glocken hat ihre Zeit, dann kann sie wieder an ihren Platz gebracht werden. Aber es muß ein guter, ein einfacher Mensch sein, der sie auf den Wagen schafft und in das Dorf fährt; einem andern gelingt es nicht.

Von einem Dorf weiß man, daß es diesen Versuch machte. Aber der sie fortführen wollte, war ein Mann von den Höfen,

Bauer aus der Schwalm.

und er dachte nur an seinesgleichen. Weil seine Pferde die Last der Glocke, die auf dem Wagen lag, nicht fortchaffen konnten, sagte er seinen Spruch:

„Glocke, du sollst auferstehn,
Du sollst für die Reichen gehn.“

Der Wagen blieb, wo er war, bis ein Kind kam, dicht an die Glocke trat und sagte:

„Alle zugleich,
Für arm und reich.“

Da bewegte sich der Wagen.

Was ist nun die Deutung all dieser Dinge? Nun, auch sie haben ihren letzten Grund in dem tief innerlichen Wissen um die Unteilbarkeit der dörflichen Welt. Niemals ist das frühere Geschehen losgelöst vom gegenwärtigen, und immer ist der Kreis voll, der alles pflanzliche, tierische und menschliche Leben umschließt. Ein dunkles, von allerlei Geheimnis umlagertes Gefüge, aber es lockert sich auf und macht uns die Geschlossenheit des dörflichen Lebens über alle Zeit hinüber vollends deutlich, wenn wir uns daran erinnern, daß noch das vorletzte Geschlecht von den Dingen und Erlebnissen jener zeitlich ver-

sunkenen Welt so berichten konnte, als wäre alles kurz vor ihnen gewesen, ja, sie zuweilen sogar mit dem eigenen Erleben verband, von ihnen sprach, als hätte sich noch zu ihrer eigenen Zeit alles wirklich zugetragen. Von welcher Kraft des inneren Verbundenseins zeugt außerdem der alte Bericht, der die Garnspule vom Grunde des Sees eine klühende Uhr herausbringen läßt, wie stark der Schrei hinter dem Pflugeisen her! Die über den Tod hinausgehende Sehnsucht früherer Geschlechter nach dem Acker, den sie einmal gepflügt und von dem sie geerntet haben, drückt sich darin aus. Und wie tief ergreifend der andere Zug, der die Glocke erst dann sich von ihrem Platz lösen läßt, als ihr zugesagt wird, daß sie „für arm und reich“ geläutet werden soll! Die immer schon vorhanden gewesene Sehnsucht des Volkes nach ausgleichender sozialer Gerechtigkeit findet darin ihren inbrünstigen, unvergesslichen Ausdruck.

V.

Aus all diesem möchte hervorgehen, daß die deutsche Landschaft — nicht mit unseren Augen gesehen — jener düstere, von Geheimnissen und Heimlichkeiten überlagerte Lebens-



raum ist, als den man ihn besonders in unserer Gegenwart von außerhalb unserer Grenzen her angesprochen hört, eine dunkle Höhle, trübe und dumpf und hintergründig in ihrer Dumpfheit: das Land der Deutschen.

Nun, wir wissen, daß noch niemals soviel fremde Augen auf diesem von uns gegründeten hagen, auf unserer wurt gelegen haben, und gerade wir in Norddeutschland, das dies Kennzeichen mehr als jeder andere Teil unseres Landes auf sich beziehen müßte, wollen nichts von den Dingen leugnen, die nicht fortgeschafft werden können.

Was ist vorhanden? Die Ebene ist vorhanden, breit und mächtig gelagert, trotz der Höhenzüge, die sie aufwölben. Moor und Weiden und fast unübersehbare Kornäcker sind vorhanden und der tiefe, rauschende Wald, die baumgewordene Erde. Darüber hin breitet sich der Himmel, dieser Himmel Niedersachsens mit seiner Schwere, seinen Nebeln, den oft so tief hängenden, langsam schleppenden Wolkenzügen. Der Ring der Monate ist da, das Jahr mit seinem immer wieder einmal so harten Frühling, seinem kurzen Sommer, seinem langen und kalten oder rauhen, mürrischen Winter, der uns nur zu häufig an den währenden Winter des Nordlandes gemahnt.

Das alles ist da, wir wissen es, aber wir wissen auch, daß dieses so wild und herrisch und zornig gezeichnete Land in seiner einmaligen Art von ungeheurer Lebendigkeit ist. Das Wasser in den Bächen und kleinen Flüssen gurgelt und bollert, die Riehe lärmern, die Möwen auf den Fischteichen schreien, die Enten ziehen mit ihrer jungen Brut durch das Schilf der Lische, und wilde Schwäne segeln wie stolze Schiffe. Im Frühling öffnen sich an den Weiden die Kätzchen, gelb und staubend hängen sie da, und wenn man daran klopft,

gibt es einen goldenen Rauch. Die Birken säuseln, sie fühlen, wie die kleinen Blätter aus den Knospen rieseln rollen, und am Abend ziehen die Sterne auf, groß und prächtig. Am tauigen Sommermorgen dampfen die Kornäcker; Busiarde, die hoch oben in der Luft ihre Kreise ziehen, sagen den Herbst an, und unter dem gestirnten Himmel sieht man die Züge der abziehenden Graugänse.

Am nördlichen Rand der Ebene empfängt uns die Ostsee, das deutsche Meer mit den kleinen Buchten, die kurz und schnell oder weitrandig in das Land hineingreifen. Langsam wiegen die Wellen heran, eine hinter der andern, achte und vorsichtig, damit die vordere nicht überrannt wird. Hier der Wind sauft darüber hin, treibt das Wasser hier in kurzen, krausen Bögen vor sich her und läßt es drüben, weit und nach hinten schräge abgebogen, auslaufen. Im Innern der flach-rundigen Einbuchtung schäumt es dann weiß und heftig auf, tastet den Strand ab und gleitet darauf wieder zurück in jenem Wechsel, der immer ein deutliches Abbild des sich ewig wiederholenden und doch auch ewig erneuernden Lebens war.

Die alten Bauten hier sind ein Teil dieser deutschen Landschaft, sind wie aus ihr herausgewachsen. Da ist das Haus einer alten Schiffergesellschaft. An den schweren, geschäftigen Bänken sind noch immer die Wappen und Wahrzeichen der unterschiedlichen Schiffergruppen früherer großer Zeit, der Schonen- und Bergen-, der Riga- und Romgorodsfahrer. Hier sagen einmal die Schiffer, die zugleich ihre eigenen Reeder waren, unter dem Vorsitz ihrer Ältermänner und berieten Junfsdinge. Die Balken über ihnen waren altersgeschwärzt, und durch die Fenster in der Westwand warf die niedergehende Sonne noch ein wenig Licht in die Dämmerung.



Die alten Straßen sind nach allen Richtungen durch die Stadt wie Feldwege durch die Äcker gelegt. An den Giebeln der vielhundertjährigen Häuser findet man noch heute die hölzernen Rollen, mit denen einmal die Lasten zum Speicherboden emporgehoben wurden. In den Kirchen, die wie aus der Landschaft emporgewuchert sind, die Bildwerke der alten deutschen Meister: der heilige Johannes mit dem ruhig erhobenen Finger, der von Wunden übersäte gewaltige Leib des heiligen Sebastian, schon halb entrückt und doch noch wie im Begriff vorzustürmen, eine bewegte Gruppe der Krönung Marias, in der Gesicht und Hände der Gottesmutter so ganz ruhig, so ganz erhaben in ihrer jungmütterlichen Demut und Hingegenheit wirken.

Hier dehnt sich im Hochsommer der Tag oft in einer für Norddeutschland fast ungewöhnlich erscheinenden Weise aus. Vom Binnenlande streicht es wohl ein wenig kühl herüber, aber es ist doch nur ein Hauch, ein Strich, der abgebogen wird und der Wärme nichts nehmen kann. Hier sind die Nächte mit keiner andern Nacht zu vergleichen. Sie sind oft unwahrscheinlich hell, und über dem Wasser liegt in der Ferne ein

ganz schmal ausgezogener lichter Strich. Die Luft segelt mit weit ausgezogenen, lautlosen Schwingen dahin, und der Dünen sand, der am Tage so leicht unter ihr weht und rieselt, liegt still da wie eine lange zur Ruhe gekommene, in der letzten Bewegung gehemmte Welle. An einem Molenkopf plätschert es, die Tragepfosten der Brücke lassen die flachen, verhalten tönenden Wellen aufleuchten, hier greift eine auf den Strand hinauf, verweilt für die Dauer eines Atemzuges und biegt sich dann so leise wieder zurück, wie sie gekommen ist. Und wenn weit in der Ferne, vom Lande her, sich noch ein später Vogel hören läßt, die Nacht zuletzt doch dunkel genug geworden ist, daß man die heranlaufenden und wieder zurückweichenden Wellen nicht mehr wahrnimmt und nur das Gausen über der ebenmäßig gedehnten Fläche gegen Morgen anschwillt, dann tritt auch die hinter diesem Strand liegende Ebene wieder mehr hervor, von der wir wissen, daß sie einmal, vor alter Zeit, einem ewigen, namenlosen Winter entrissen wurde, dieses Kennzeichen noch heute an sich trägt und deshalb immer wieder alles Lebendige um so heftiger empfängt.



Bäuerin aus dem Rheingau.

VI.

Die Rede vom deutschen Dorf würde lückenhaft bleiben, wollten wir uns zum Schluß nicht noch daran erinnern, daß in ihm alles Unerfährliche und Wesenhafte, alles Gewordene und Werden unversehrt und ungewandelt dargeboten und angenommen wird.

Auch die Stadt wächst, sie weitet sich, sie dehnt ihre Straßen, sie wird, aber wie anders tritt das Erlebnis des Wachstums, des Werdens vor die Leute auf den Dörfern hin, wie anders erstet es da immer von neuem! Wenn der Roggen, diese deutsche Frucht, auf den Feldern wächst, dann wächst das Brot. Sein Wachsen ist übersichtlich, von Woche zu Woche, oft von Tag zu Tag läßt es sich verfolgen. Die Erde gibt ihre Kraft aus sich, sie leitet sie nicht durch Drähte, birgt sie nicht in Röhren, das Blatt hebt sich, steigt nach oben, aus ihm streckt sich die Ähre, man erkennt ihr Wachsen, und eines Tages weht grauer und gelber Fruchtstaub wie Rauch über die Felder. Nach heißen und dürren Tagen ist die Regenwolke trübselig von Regen, und wenn die Sonne durch die fallenden Tropfen scheint, laufen alle Dorfjungen barhaupt über die Straße, denn nach einem alten Wort wachsen auch

die Kinder, wenn solcher Regen sie trifft. Und nicht nur auf dem einen Acker wächst das Korn, das ganze Dorf ist von Feldern umgeben, überall treibt die Erde, es bewegt sich in ihr, es perlt in ihr, es rumort, es dehnt und weitet sich da, sie ist in Aufruhr, in dem heiligen Aufruhr des Werdens und Wachstums.

Auch in der Stadt wird das Leben zurückgehalten, es kann nicht weiter, es quält sich hin, es stirbt ab. Wenn aber die Dörfer mit einem harten und kalten Frühjahr, mit einem dürren Sommer geschlagen werden, dann ist es das Absterben in seiner unverbülltesten Gestalt, es ist der nackte Tod. Er steht an dem einen Ende des Dorfes nicht anders aus als an dem andern. Weiden, Wiesen und Acker liegen unter der gleichen harten Hand, alles tierische Leben wird nicht weniger schwer getroffen als das pflanzliche. Und niemals werde ich die Kühe vergessen, die in dem dürren Sommer des Jahres 1924 Nacht um Nacht über die kahlen Weiden wanderten, von Zeit zu Zeit anhielten, die Häupter senkten und gegen die ausgedörrte Erde brüllten.

Der Tod kommt auch in die Stadt hinein. Er schlägt den Menschen, er macht ihn still und deckt ihn mit seinem Mantel

Hessische Bäuerin
im Trauertuch.



zu, aber der Stadt als Gemeinwesen bleibt er in jedem einzelnen Fall doch sehr fern, nur wenige nehmen ihn wahr. Im Dorf wendet er sich an alle. Alle sehen ihn hereinkommen, sehen, wie er ein bestimmtes Haus zeichnet. Von einem zum andern fragt man, ob er schon gegangen ist, oder ob er bleiben wird, und es gibt niemanden, der seinen Atem nicht spürt, wenn wieder einmal einer im Dorf aus dem Kreis der Lebenden hinaustreten soll. Der Tod trifft nicht einen Menschen, nicht ein Haus, er trifft das ganze Dorf, die Gemeinschaft. Was hier geschieht, ist zuweilen so vollständig, daß sich unter bestimmten Umständen und dort, wo einmal ein Mensch Tod und Leben in seiner letzten Bedeutung aufnimmt, sogar der Überlebende mit in den Kreis des Todes einbezogen fühlt. Hier muß noch einmal von einem Vorgang gesprochen werden, der das, was dargelegt werden soll, ganz eindeutig macht. Es handelt sich um ein Dorf im Mecklenburgischen. Ein Häusler ist gestorben, einer von den sogenannten kleinen Leuten, also einer, von dessen Arbeitskraft allein das Anwesen gehalten wurde. Er war schon bejahrt, aber noch ziemlich rüstig. Die Kinder haben einen Beruf, eine Arbeitsstelle in der Stadt, die Frau wird allein im Dorf und auf dem kleinen Eigentum

zurückbleiben. Am Nachmittag der Beerdigung versammelt sich das Dorf vor dem Hause, der Wagen ist schon vorgefahren, und einige von den Leuten treten in die Stube, auch Kinder. Sie sollen, wie das so Sitte ist, den Toten noch einmal sehen. Neben dem Sarge sitzt die Frau, vornübergebeugt, und irgendeine innere Bewegung ist ihr nicht anzumerken, sie sitzt nur da und sieht auf den Toten; was in der Stube vorgeht, nimmt sie anscheinend nicht wahr. Einer rührt sie von hinten her an, und nun wendet sie des Gesicht. Sie sieht, daß die Stube voller Menschen ist, wendet sich langsam von einem zum andern, sie wird auch jetzt noch nicht lauter. Und dann weiß sie, warum man sie angerührt hat: der Sarg soll geschlossen werden, damit er hinausgebracht und auf den Wagen gehoben werden kann. In diesem Augenblick hebt sie das Tuch, das auf ihren Schultern liegt, hebt es nach vorn über den Kopf, langsam, und zieht es vor dem Gesicht zusammen. Diese Gebärde, die gleichsam unbeabsichtigt war, sagte nichts anderes als nur das eine, daß hier der Tod in seiner letzten und endgültigsten Form aufgenommen worden war: er hatte mit dem einen Menschen auch das kleine Anwesen, Haus und Stall und den Acker getroffen, weil alles durch diesen einen



Ewiger Acker.

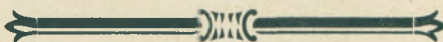
erhalten worden war. Das, was blieb, auch der Überlebende, löste sich aus der Dorfgemeinschaft. Er bestand weiter, er lebte so hin, er wurde noch erhalten, aber in der bisherigen Art hatte er aufgehört. Er trat freiwillig in den Kreis des Todes mit ein.

Immer wieder haben wir uns an die Unteilbarkeit der dörflichen Welt erinnert, und darin liegt vor allem ihre Kraft. Die Menschen auf den Dörfern sind noch eingespannt in den orphischen Gesang von Leben und Tod und von der Verkündung beider, und es ist gar nicht lehrreich und wichtig, ob sie immer und überall noch darum wissen. Wichtig ist nur das eine: daß diese Welt mit all ihrem Vermögen auch heute noch vorhanden ist und immer vorhanden sein wird, wenn wir sie nur in ihrer Einmaligkeit anerkennen und uns ihr hingeben wollen.

VII.

Vom deutschen Dorf sollte hier die Rede sein, von der

deutschen Landschaft und ihrer Kraft. Das Zuständige und Wirkliche in ihr, das Gewordene und Wachsende mußte dargestellt, aber es mußte zugleich bekenntnisthaft von ihr gesprochen werden. In keiner anderen Zeit ist das deutsche Dorf, die Landschaft von unserem Volk mit solcher Eindringlichkeit beschworen worden wie gerade in unserer Gegenwart. Die eine, einzige Antwort darauf ist die, daß wir uns aufmachen wollen, in dieser deutschen Landschaft einen wesentlichen Teil der meist verhaltenen, hier und da auch offen daliegenden, immer aber lebendigen und wirkenden Kräfte zu suchen und zu finden, die Gegenwart und Zukunft unseres gesamten Volkstums immer deutlich erkennbar mitbestimmt haben. Möchte das deutsche Volk diese Kräfte seines Bodens immer klarer erkennen, möchte es den Weg von den Müttern, die die Fruchtbarkeit unserer Welt schaffen und hüten, hin zur tätigen Durchdringung dieser Welt immer inbrünstiger und zielhafter suchen!



Bauernmagd
aus Ostpreußen.



Die Magd des Jürgen Doskocil.

Zwölf Ausschnitte aus einem Roman von Ernst Wiechert*.

Als der Schatten des Daches die Bootspitze berührt, weiß Jürgen Doskocil, daß es noch fünf Stunden sind bis zum Untergang. Er schlägt zweimal an die hängende Pflugschar, und nach einer Weile ist Heini da.

„Müssen pflügen, Heini. In fünf Jahren ist vielleicht ein Pferd da . . . aber das Leben geht auch so . . .“

Und dann legt Jürgen sich in den Gurt des Geschirrs und zieht die erste Furche durch das schwarze Land. Von weitem sieht es aus, als habe sich ein Tier aufgerichtet und gehe auf den Hinterbeinen mühsam im Gleichgewicht. Und die viel zu langen Arme hinter ihm, die die Pfluggriffe halten, könnten die behutsame Gebärde eines Wärters sein, der das unnatürlich Aufgerichtete vor dem Sturze zu bewahren trachtet.

* „Die Magd des Jürgen Doskocil.“ Roman von Ernst Wiechert. 222 Seiten, in Leinen gebunden. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München. 1933.

Aber sie blicken beide zur Erde, und die Erde ist ihnen merkwürdig nah, weil sie jeden Fußbreit des Bodens mit jedem Halm und jedem Stein zum letzten Male sehen, ehe die blankte Schar ihn in das Dunkel legt. Und weil kein Mittler zwischen ihnen und der Erde ist, ein Ochsen gespannt oder ein Pferd. Es ist ihnen beiden, als hoben sie jede Scholle mit ihrem eigenen Körper hoch. Heini hat noch immer die Weidenrutze in der Hand. Er denkt nicht daran, sie antreibend zu heben, aber es würde etwas unvollkommen für ihn an dem Bilde sein, in dem er geht, wenn sie fehlte.

Erst als sie zum erstenmal den Pflug wenden und vor der neuen Furche aufatmend stehen, sagt er, den Blick zur Hütte zurückgewandt: „Wie ein kalter Ofen ist der Mensch . . .“ Jürgen muß ihn erst eine Weile ansehen, wobei er seine dunklen Brauen auf eine schmerzliche Weise zusammenzieht, bevor er statt einer Antwort nickt.

Sie pflügen bis zur Kaffeepause. Sie atmen beide schwer, und nur wenn sie den Pflug wenden, fällt ab und zu ein Wort, wie ein Stein aus einer müden Hand. „Der Bussard ist da“, oder „Sie wollen auch läuten“, oder „Zwei Hechte liegen im Rahn für dich.“

Erst als sie den kalten Kaffee aus einer blauen Blechkanne trinken und das schwarze Brot mit ihren Händen brechen, gibt es eine Unterhaltung. Sie sitzen auf der warmen Grasböschung neben dem Pflug und sehen beide auf das Moor hinter dem Wasser. Eine schwere Wolke steht über dem leuchtenden Horizont, und die Sonne liegt auf schrägen blauen Balken über ihrem Rand.

Als die Sonne untergeht, sind sie fertig. Jürgen holt die Hechte aus dem Boot. „Danke“, sagt er, als er sie dem Jungen reicht. Dann fährt er mit den dreimaschigen Stellnetzen hinaus.

Es dunkelt, als er wiederkommt, aber er riecht die Tannen, die der Bucklige auf die Schwelle gelegt hat, einen dick geflochtenen Kranz und einen kleinen Hügel grüner Äste. Er öffnet die Türen, wobei seine starken Hände zittern, und stellt die beiden Schemel zurecht. Dann zündet er das Licht an und steht wartend mit angehaltenem Atem, bis die Helle das Lager umfaßt, die Wände, den Herd. Nichts ist geändert, aber alles ist erstarrt: die Gestalt, die Luft, der Raum. Der Tod füllt sein Haus, und er fühlt sich eingefroren wie ein Schilfhalim im Eis des Sees. Stärkeres gibt es als seine Kraft. Schrecklich ist es, wenn ein Mensch erstarrt. Pflügen kann man und fischen, aber immer wird dies da sein. Niemals geht ein Tod fort. Niemals stirbt ein Mensch für sich allein... Heini könnte da sein oder wenigstens ein Tier... ein ganz kleines, warmes Tier...

Dann hebt er den Sarg im Schuppen auf seine Schultern und trägt ihn hinein. Der Sarg ist leichter als der Tod. Bevor er die Leiche hebt, sieht er sich um, aber es ist niemand außer seinem Schatten da.

Als er die Ziege gemolken hat, bleibt er noch ein wenig auf dem Schemel sitzen. Sie dreht den Kopf und sucht mit schnuppernden Lippen nach der Tasche in seinem grauen Rock. Da legt er die Stirn auf den warmen Rücken des Tieres, der nach Gras und Sonne riecht und dem fremden Leben einer fremden Kreatur.

Ein später Wagen kommt den Waldweg entlang gerollt. Das Echo läuft knatternd und mahlend mit. Der ganze Wald ist laut und geht tönend und mahnend neben dem Wagen her.

Jürgen steht schon neben der Fährre, damit das Eisen nicht laut durch den Wald klingt. Es ist jemand von hinter dem Moor.

„Die Frau ist tot?“ fragt eine Stimme aus dem Dunkel, als das Wasser schon unter der Fährre zieht.

„Ja“, sagt Jürgen.

„Schwer ohne Frau“, sagt es nach einer Weile. Und dann rauschen nur wieder die Wirbel unter den Fugen im Holz.

Zwei Mühen klingen aneinander, und dann geht die tönende Nacht wieder fort. Das Licht auf der Fährre erlischt, und die Rölle stöhnt über dem Drahtseil. Wildenten pfeifen unter den Sternen, als Jürgen zum Schuppen geht, um auf den Hobelspänen zu schlafen.

Am nächsten Tage ist das Begräbnis.

An sein kleines Kornfeld denkt Jürgen, als er die Erde auf den Sarg wirft, und an die Halme, die er mit der Lote geschnitten hat, als noch kein Korn ihr Herz gegen ihn bewegte. Und die dritte Hand voll Erde wirft er bis zu ihren Füßen, als hebe er sie aus einem Laken, und er weiß, daß es wahr ist, was der Pfarrer von der Auferstehung sagt.

Die Schulkinder singen, in langgezogenen Tönen, und die Stimmen der Frauen schweben hoch und klagend über der schleppenden Melodie.

Jürgen steht noch neben dem Pfarrer an dem gewölbten Hügel, und es ist ihm schön, daß er nichts zu sagen braucht. „Und wenn sie wiederkommt, Dostocil“, sagt der Pfarrer, „so wisse immer, daß sie aus unserer Seele aufsteigen und nicht aus dem Grabe. Und man soll ihnen nicht verbieten, noch weiter bei uns zu wohnen. Aber du mußt nun jemand zu dir nehmen, daß du einen Teller auf dem Tisch und eine Menschenstimme in deinem Herzen hast.“

„Die Ziege ist da“, sagt Jürgen.

Aber der Pfarrer schüttelt den Kopf und sieht nach seiner Gemeinde, ob die Dörfer sich schon getrennt haben. „Nicht von diesen“, sagt er noch. „Vielleicht ruft es einmal wie in jener Nacht. Dann fahre hinüber und sieh, ob Gott dir etwas schickt.“

Die Glocken verstummen, als Jürgen zur Fährre geht.

Der Sommer geht mit vielen Gewittern über die Erde, und vor den Gewittern wandern die Fische und füllen das Netz. Es ist ein gutes Fangjahr, und wenn Jürgen heimkehrt, geht er durch Haus und Hof, bis er Marte gefunden hat. „Du hast das Glück gebracht“, sagt er. Sie hebt die Augen von ihrer Arbeit und lächelt. „Du mußt das Glück nicht auf meine Schultern legen“, erwidert sie; „denn wenn es einmal herunterfällt, bin ich schuld gewesen; und das ist nicht gut.“ Er versteht es erst nach einer Weile, und er begreift niemals, daß ein Mensch mit leichten Lippen Dinge sprechen kann, die man erst entwirren muß wie ein Netz, in dem ein Hecht eine halbe Nacht getobt hat. „Es sucht wohl nicht die breiten Schultern“, sagt er schon im Fortgehen. „Sonst hätte es ruhig bei mir wohnen können...“

Ende Oktober säte Jürgen den Hafer ein. Zwei Tage ging ein kalter Wind über das spiegelnde Feld, und aus den grauen Häusern kamen die Menschen mißtrauisch heraus. Jürgens Acker war wie ein Brunnen, der das Wasser fränk, und am zweiten Tage, um die Mittagszeit, konnte er den Hafer auf seinen kleinen Wagen laden und das Sälaken umbinden. Er ging noch einmal hinein, weil er eine Schnur vergessen hatte, und blieb auf der Schwelle stehen. Marte kniete neben dem Herd auf den Dielen und hatte die Stirn auf die gefalteten Hände gelegt. Er erschrak so, daß wider seinen Willen ein wortloser Ton aus seiner Brust kam, aber sie hob ihm ihr ruhiges Antlitz entgegen und sagte leise: „Es ist so bei uns, daß wir beten, wenn etwas in die Erde kommt, ein Mensch oder ein Korn.“ „Ja“, sagte er, ohne zu denken, und machte die Tür wieder leise zu.

Draußen stand er verwirrt neben seinem Wagen, legte den Zuggurt um seine Schultern, vergaß aber, daß er auf das Feld wollte. „Fremd ist sie“, dachte er, „ein Gesicht aus der goldenen Stadt... Gott könnte mit ihr leben, aber nicht ich... ein Tier bin ich wahrscheinlich vor ihrem Gesicht...“

Dann zog er die Last durch die schwere Erde bis an sein Feld. Blaue Flecken erschienen am bewegten Himmel, aber das Herz war ihm schwer. Als er das Laken umgebunden hatte und die Hand in das kühle Korn tauchte, war er einen Augenblick lang versucht, niederzuknien wie das Mädchen, aber Scham erfüllte ihn wie vor einer Lüge, und seine Gedanken gingen verstohlen zu den Unterirdischen und baten um Hilfe für die junge Saat.

Und dann schritt er den Acker hinauf und hinab und warf das Korn in die schwärzliche Erde. Kraniche zogen über ihn hinweg, und der Hochwald brauste im schweren Wind. Aber er sah nicht auf. Vor seinen Händen sah er des Mädchens fernes, fremd verklärtes Gesicht, und mit jedem Schritt fühlte er, wie eine dunkle Wurzel sich tiefer und tiefer in sein Herz senkte, seine Kraft zersplattend und mit einem bitteren Geschmack es langsam erfüllend.

Er verbarg es vor sich, aber in der früh fallenden Dämmerung, als er schon die Egge hinter sich herzog, mußte er, daß das Schwere in ihm saß, aus dem heraus seine zweiten Augen sich aufzutun pflegten, um ein Gesicht zu sehen, das nicht da war. Plötzlich sich schüttelnd wie ein Tier, das aus irgendeiner Tiefe taucht, blieb er stehen, hob den Kopf und richtete die Augen in den Schatten des Waldes. Aber nichts war zu sehen als schwankendes Geäst, finstere Stämme und ein zerrissener Himmel, aus dessen Spalten ein gelbliches Licht kalt und böse fiel. Er sah eine Weile hinaus, schüttelte das schwere Haupt und schritt dann ruhig bis an das Ende seiner Arbeit, wobei er, jedesmal wenn er sich wendete, das rötliche Licht aus dem Fenster seines Hauses immer tröstlicher in das zunehmende Dunkel wachsen sah.

Als er den Wagen in den Schuppen zog, fielen die ersten Tropfen, und er blieb noch vor der Schwelle stehen und sah mit müden Augen den Regen auf die Körner fallen und dachte, daß es gut gewesen sei, zu säen vor der neuen Einfut. Niemand saß am Herde. „Es wächst“, sagte er leise, als er in das Lampenlicht trat.

Er hieß Mac Lean und war seit einem Jahr Prediger aller Mormonen der Landschaft. Er hatte neben der Pflugsschar auf der anderen Seite des Stromes gestanden, in einen dunklen Mantel gehüllt, und gewartet, bis die Fähre an das Ufer gestoßen war. Ob die Schwester Marte Brotjohann im Fährhaus lebe, hatte er in einem harten, fehlerlosen Deutsch gefragt. Er sei ihr Priester. Jürgen hatte nicht einmal die Laterne gehoben, um in das fremde Gesicht zu leuchten. „Ja“, hatte er leise erwidert und ihn dann schweigend hinübergefahren. Dann hatte er an Martes Tür geklopft. „Dein Priester ist da.“ Und dann war er in den Schuppen gegangen und hatte sich ein Lager neben der Hobelbank gemacht. Eine halbe Stunde später war die Klinke leise heruntergedrückt worden. „Warum schläfst du hier, Jürgen?“ hatte Marte gefragt. „Er soll in meine Kammer. Ein Priester kann nicht im Stall liegen.“ Eine lange Pause, in der er durch die geöffnete Tür den Regen rauschen hörte. Dann rascheln ihre Füße in den trockenen Hobelspänen, und er spürt ihren schnellen Atem über seinem Gesicht. Er liegt wie ein toter Baum.

„Ich hab' Angst, Jürgen . . .“

„Wovor?“

„Er ist wie der Engel mit dem Feuerschwert . . . ich knie, aber er wird mich austreiben.“

„Glaubst du an seinen Gott?“

„Ja.“

„Und wovon wird er dich treiben?“

„Von hier.“

Er hebt mit der linken Hand die Decke von seinem Lager und breitet sie dann wieder über ihren zitternden Körper. Es riecht nach frischgeschnittenem Holz. Die Mäuse rascheln in den Hobelspänen, und der Regen rauscht über die dunkle Welt. „Arm ist es bei mir“, sagt er endlich, „und ein hartes Brot . . . weit ist die goldene Stadt, und mein Rücken ist gekrümmt . . . die Toten sehe ich manchmal mit meinen Augen, und keine Rede ist mir gegeben, zur Abendzeit am Herd . . . aber wenn du nicht willst, wird niemand dich treiben. Nicht einmal das Lamm kann man treiben, wenn es nicht will. Man kann es auf die Schultern nehmen und forttragen, aber nicht treiben.“

Sie atmet einmal tief auf, wie ein Kind, das zu Ende gemeint hat, und die Wärme ihres ruhiger werdenden Blutes erfüllt nun den engen Raum unter der groben Decke, die sie umschließt. Jürgen weiß nichts von allen den Sagen der Liebe, in denen ein nacktes Schwert zwischen Mann und Weib liegt. Aber er weiß, daß sie in Angst und Verwirrung zu ihm gekommen ist, eine Wehrlose, die nicht mehr als ein schuf-

loses Kind ist. In seinen schweren Gedanken taucht der Mann auf, den er eben herübergeholt hat und dessen ferner Schatten ihm den ganzen Tag verdunkelt hat, und das Feld taucht auf, in das er den Hafer geworfen hat, und das Mädchen, dessen Atem er an seiner Schulter spürt. Und aus allem diesen, ohne daß er es zu erklären weiß, steht plötzlich ein kleines Glück vor ihm auf, Bild des Ackers, des Herdes, stiller Sonnenuntergänge, etwas, das wachsen wird, das man behüten muß mit zusammengelegten Händen wie eine junge Pflanze vor dem kalten Wind. „Niemand wird dich treiben“, sagt er noch einmal, „und nun geh, daß er nichts Böses von dir denkt.“

„Ja“, erwidert sie demütig. „Gute Nacht!“

Er hört ihre Füße in den Hobelspänen, der Regen rauscht lauter auf in der geöffneten Tür, und dann ist wieder alles wie zuerst, ein rinnender Strom des Dunkels, des Schweigens, der Zeit.

Er drückt sein Gesicht in die Wärme, die noch von ihr zurückgeblieben ist, und einen Augenblick lang klingt es so, als stöhne er unter einer Wunde.

Als er in die Stube trat, saß Mac Lean am Herde. Eine Kaffeetasse stand neben ihm, und in den Händen hielt er ein Buch, das wie eine kleine Bibel ausah. Jürgen sah zuerst nur diese Dinge. Er hatte am Abend nur eine dunkle Gestalt gesehen und vermieden, ihr ins Gesicht zu sehen, und er sah auch jetzt nur die Hände, weiße, schmale und sehr lange Hände, mit breiten, flachen Nägeln, die etwas heimlich Schaufelndes an sich hatten. Es schien ihm, als ob dort zwei Wesen säßen, eines, das aus diesen beiden Händen bestand, ganz allein und gefährlich wie zwei Höllentiere, und eines, das dahinter erst begann. Und zu diesem zweiten hob er nun den Blick und sagte „Guten Tag“.

Das Gesicht veränderte sich nicht unter seinem Gruß. Es war schmal, eckig, mit dunklem, glattem Haar und dicht zusammenstehenden Augen. Jürgen hatte nicht viele Gesichter in seinem Leben gesehen, und die er gesehen hatte, gute und böse, waren irgendwie ähnlich gewesen in der Dumpfheit einer begrenzten Form. Wie die Fische einander ähnlich sehen, gleichviel ob es Hechte oder Schleie waren. Aber dies war ein Gesicht aus einer anderen Form, und Jürgen mußte, daß es kalt sein würde, wenn er es anfaste.

„Guten Tag“, sagte Mac Lean, und es schien, als brauchte er die Lippen zum Sprechen nicht zu öffnen. „Sie sind also der Fischer?“

„Ja“, erwiderte Jürgen, „ich bin der Fischer.“

Er stand noch an der Tür, die er hinter sich geschlossen hatte, ein Ruder vor sich, um das er die beiden Hände gelegt hatte, in dem grauen Fischerrack, der ihm bis zu den Knien reichte, den Blick unter den schweren Brauen auf die schmale, schwarze Gestalt gerichtet, die gleich der eines Knaben war. Den prüfenden, etwas schwermütigen Blick eines Mannes, dem jede Veränderung des Wassers, des Himmels, des Hauses eine Sorge bedeutet, die er mit dem Blick bis zu den Wurzeln prüfend zu umfassen hat.

Der Fremde erwiderte diesen Blick, und während seine grauen Augen den Fischer einmal von den Füßen bis zu seinem wirren, schweren Haar umfaßten, glitt ein schmales Lächeln um seinen Mund, so schnell wie der Schein eines gedrehten Spiegels. Und in der Schnelligkeit dieses Scheins wußte Jürgen, daß es vielleicht nötig sein würde, diesen Mann zu erwürgen, und es war ihm seltsam, daß dieser Gedanke ihn nicht erschreckte. Er schüttelte unmerklich den Kopf, stellte das Ruder neben den Herd und zog den nassen Rock von den Schultern.

„Wann wird der Herr weiter?“ fragte er ruhig.

Mac Lean hob die Hand mit der Bibel ein wenig, als wolle

er einen Einwand abwehren und ließ sie dann wieder fallen. „Die Stimme des Propheten muß bleiben bei denen“, erwiderte er streng, „die ihrer warten.“

„Kann sein, daß sie weit sind, die warten“, meinte Jürgen.

„Immer ist die Sünde nahe.“

„Ich möchte dem Herrn den Weg zeigen“, sagte Jürgen, nahm eine Kohle aus dem Herd und legte sie auf den Tabak seiner Pfeife.

Das weiße Gesicht wurde noch schmaler. „Es scheint mir“, sagte er, „daß diese Tochter unserer Kirche meiner bedarf.“

Jürgen stand schon an der Tür. „Bei uns ist es so, Herr, daß jeder Mensch zu seiner Kirche gehen darf, aber es ist nicht so bei uns, daß die Kirche zu jedem Menschen kommt. Ich habe ein kleines Haus, und die Kirche ist zu groß dafür: Wo hat der Herr seinen Mantel?“

„You will repent of it“, sagte Mac Lean und stand auf. Jürgen öffnete die Tür und trat hinaus. „Dort ist das nächste Dorf“, sagte er und zeigte in den feuchten Nebel. „Der Weg führt hin. Sie trinken viel und fangen an zu hungern. Aber vielleicht kann der Herr dort eine Gemeinde sammeln.“

„Petrus war ein Fischer“, sagte Mac Lean und zog den dunklen Mantel fester zusammen, „aber nicht alle Fischer sind Menschenfänger wie er . . .“

Jürgen lächelte nur in das fremde und böse Gesicht hinein, aber sein Lächeln verlor sich, als die dunkle Gestalt im Nebel verschwand. Und bevor er ins Haus ging, drehte er sich plötzlich um, als könnte sie an einer anderen Stelle der weißen Wand heraustreten.

Vor Weihnachten, als Jürgen in der Dämmerung den Holzschlag verließ, sah er die erste Wolfsfährte über seinen Pfad laufen. Er beugte sich herab und legte die Finger in die tiefen Eindrücke. Der Schnee war kalt, aber es war ihm, als dränge sich noch etwas von der Wärme des fremden Tieres in seinen Körper hinauf. Er sah sich prüfend um, aber die Dichtung zur Rechten war wie ein verschlossenes Haus, und zur Linken dämmerte der Hochwald, und die Stämme standen dunkel, regungslos und gefährlich. „Es könnte ein wilder Hund sein“, dachte er noch. Aber dann schüttelte er den Kopf. Es fiel ihm ein, daß Marte im Dorf war, und er begann zu laufen, gebückt, ein schmerztes Tier, und bei jedem Schritt klang die Schneide der Art leise gegen das Blatt der Säge.

Er erwartete sie am Ausgang des Dorfes, noch vor der Hütte Mac Leans. Der Prediger begleitete sie, und ihre gedämpften Stimmen gingen vor ihnen her. Jürgen sah nur ihre Gebärden, und bevor er ein Wort verstehen konnte, ging er ihnen entgegen. „Die Wölfe sind im Wald“, sagte er, „ich werde auf dich warten.“ Dann kehrte er um und ging schnell von ihnen fort. „Fürchtet euch nicht vor den Wölfen des Waldes“, sagte Mac Lean mit seiner hohen, weithintragenden Stimme, „aber fürchtet euch vor den Wölfen, die Schafsfleider anziehen . . .“

Er ging schneller, bis zu dem ersten Busch, der halb verschüttet aus dem Schnee herausragte und wie eine Landmarke über dem weißen Meere stand. „Ich habe eine Spur gesehen“, sagte er nur, als Marte kam. „Es muß jemand bei dir sein.“

Erst als sie über die Schwelle traten, sah sie ihn an.

„Wann wirst du Feiertag haben, Jürgen?“ fragte sie.

„Wenn dein Gott erlaubt“, erwiderte er nach einer Weile.

Viele Tage lang dachte sie an sein bescheidenes und schwermütiges Wort: „Wenn dein Gott erlaubt.“ . . . Und ihre Füße gingen den Weg ihres Tagewerkes wie in langen Schleiern, denn sie wußte nichts von Gott. Fern war der

Gott der goldenen Stadt, noch ferner als der Gott ihres Pfarrers, der sie eingesegnet hatte. Mac Lean war da an seiner Stelle, das Sichtbare und Hörbare, und was er reichte an Brot und Verheißung, an Drohung und Strafe, reichte er aus Gottes Hand in ihre Hand. „Wenn Mac Lean erlaubt“, dachte sie und kniete in den dunkelsten Ecken der Versammlungen, die Stirn bis auf den Boden geneigt, und verließ schnell den Raum nach der Gebetsstunde, damit er sie nicht einhole und mit seinen brennenden Augen bedränge.

Aber eines Abends, nach Weihnachten, holte er sie ein. Es schneite aus dunkler und stiller Luft, und sie hörte ihn erst, als er schon die Hand nach ihrem Arm ausstreckte. „Du fliehst“, sagte er leise. „Sündigst du, Schwester?“

Sie sah nur einen blassen Schimmer statt seines Gesichtes, wie von dem verwesenden Holz, das sie hinter dem Ofen aufbewahrte und das in der Dunkelheit zu leuchten begann. „Nein“, flüsterte sie. Aber sie mußte stehenbleiben, weil die Frage ihren Atem fing und nicht losließ.

Seine Hand lag noch um ihren Arm, so hart, daß es schmerzte, und die andere legte sich plötzlich auf ihre rechte Brust. „Er hat befohlen“, sagte er mit derselben leisen unveränderten Stimme, „daß kein Mann eine Jungfrau berühre, bevor Gott sie nicht berührt hat . . . durch . . . durch . . . seinen Priester . . . verstehst du?“

Sie neigte nur die Stirn, und nur aus dem Zittern ihres Körpers unter seinen Händen konnte er fühlen, daß sie verstanden hatte. So wie er sie hielt, ohne die Lage seiner Hände zu verändern, führte er sie von der Straße fort, auf die Hütte zu, in der er wohnte. Aber in dem Augenblick, als sie den ersten Fuß auf den schmalen Steig setzte, wendete sie das erstarrte Gesicht an ihm vorbei, so daß sie hinter seinem Nacken auf die weißverhüllten Felder sah. Aus der regungslosen Luft, die alle Töne weithin trug, war ein gedämpfter Laut durch alle Erstarrung in ihr Blut gedrungen, wie der Laut einer zuschlagenden Tür, deren Angeln einen klagenden Ton gaben, ehe das Holz hell und hart an den Pfosten schlug. Die Tür ihres Hauses, wenn sie hastig zugeschlagen wurde, und die zu ölen sie Jürgen an diesem Morgen gebeten hatte.

Und noch ehe Mac Lean den Widerstand ihres Schrittes in sein Bewußtsein aufgenommen hatte, erbebten sie beide unter dem schweren, dröhnenden Klang, der in den Feldern aufstieg, einmal, noch einmal, mit kaltem Erz sie berührend, streifend, zurücklassend: der Klang der Pflugschar an Jürgens Fährte.

Sie hatte sich aus seinen Händen gerissen, bevor er erkannt hatte, was für ein Ton es war. Die Dunkelheit verschlang sie, und als er ihr nachstürzte, war es zu spät. Zum dritten Mal, nun leiser, wie ein beruhigender Nachklang, kam der Ton des Eisens über das Feld und stieß wie eine Wand gegen sein Gesicht, so daß er mit einem Fluch stehenblieb, den Körper vorgebeugt, als suche er nach einer Öffnung im Undurchdringlichen.

Auf dem Rückweg blickte Jürgen zur Seite und sah das Licht in der Hütte des Propheten. Er zögerte, weil ihm die Worte nicht einsielen, die er sprechen mußte, aber dann drückte er doch die Klinke herunter. Die Tür war verschlossen, und eine Stimme fragte, wer da sei. Er war schon im Begriff umzukehren, aber die Stimme hielt ihn fest. Wieder drückte er auf das kalte Eisen, aber die Stimme schwieg nun, und die Lautlosigkeit hinter der Tür zog wie ein Strudel. Da legte er die Schulter an das graue Holz und drückte mit einer leisen Bewegung das Schloß heraus.

Ein Fluch in einer fremden Sprache empfing ihn.

Mac Lean stand neben dem Herd. Er hatte eine weiße Binde um die Stirn, über die seine schwarzen Haare fielen, und Jürgen dachte, daß es Grabtücher sein könnten, mit



Rauhreif.
Lichtbild von P. John.

denen man früher die Toten band, wie er in der Bibel gelesen hatte. Es verwirrte ihn, und er wußte nichts zu sagen. So drückte er die Tür wieder hinter sich zu und blieb stehen, wie er eingetreten war. Er blickte aufmerksam in das weiße, steinerne Gesicht, und wieder stieg langsam der Wunsch in ihm auf, dies Gesicht zu erwürgen und es zu verscharren im Wald, wo die Brennesseln an Steinhäufen wuchsen. Er konnte nicht sprechen, denn beim ersten Wort würde er die Hände gehoben haben.

Auch Mac Lean sagte nichts. Er sah an Jürgens Augen, daß es nicht gut sein würde, zu sprechen, und so wich er langsam, Schritt für Schritt, an sein Bett zurück. Und als seien sie durch einen unsichtbaren Faden verbunden, folgte Jürge ihm lautlos, Schritt für Schritt, bis der Tisch mit dem Kreuzfig ihn aufhielt. Neben dem Kreuzfig brannte die Lampe, und in ihrem Licht lagen die Mädchenbilder, mit denen Mac Lean wie mit Karten zu spielen pflegte.

Sie lagen nebeneinander, eines das andere zur Hälfte bedeckend, und wo die Gesichter aufhörten, war die große Bibel der Mormonen darübergelegt, so daß von den Körpern nichts zu sehen war. Als ob die Gesichter aus der Bibel herauswüchsen, sah es aus.

Jürge beugte sich nicht herunter. Sein Körper war wie ein gefrorener Baum, als er diese Bilder sah, und der Herzschlag war ihm so schwer, daß seine Lippen grau wurden. Er wollte umkehren, schnell davonstürzen, aber dann sah er doch von Bild zu Bild. Es waren fremde Gesichter und dann eine Reihe von Mädchen aus dem Dorf. Aber eins fehlte. Er sah sich um in dem kahlen Raum, aber außer dem Herd, dem Bett und dem Stuhl konnte er nichts sehen.

Er sah wieder nach Mac Lean hinüber, und der Blick streifte das Kreuzfig, an dessen Fuß die Bilder lagen. Er streckte die Hand aus und hob es auf. Es war ein schweres Kreuzfig, aus Blei gegossen, und Jürge dachte, daß man damit einen Menschen erschlagen könnte, ohne die Hände um seinen veruchten Körper zu legen. Und während er diesen Gedanken wie einen bitteren Speichel hinunterwürgte, preßten sich seine beiden Hände um die beiden Enden des Kreuzfiges und bogen es zusammen, daß im grauen Leibe des Heilandes seine Spalten aufbrachen.

Er starrte auf das herunter, was er ohne Bestimmung getan hatte, erkannte, wo er mit seinen Gedanken gewesen war, erschrak und legte das verbogene Kreuz voller Verwirrung auf den Tisch zurück. Er öffnete die Lippen, sagte aber nichts, drehte sich um, ohne den Heiligen noch einmal anzusehen, und ging hinaus, gebeugt und demütig wie nach einem verlorenen Kampf.

Am nächsten Abend, als Jürge aus dem Walde kam, sah er am Flechtzaun eine schwere, breite Spur um den Hof laufen. Der Mond stand hoch, und Jürge sah, daß es die Abdrücke von Holzschuhen waren, wie man sie im Dorf, mit Stroh ausgestopft, bei schwerem Frost zu tragen pflegte. Er richtete sich auf und blickte auf den Hof. Das bläuliche Licht funkelte auf dem Schnee, und die Schatten von Schuppen und Haus lagen so scharf auf der Erde, daß die Ränder wie mit dem Messer geschnitten waren. Er sah Licht in dem kleinen Fenster des Schuppens und lief am Zaun entlang zu dem nächsten Schatten. Der Schnee knirschte leise, obwohl seine Füße mit Lappen umwickelt waren, wie es bei der Holzarbeit Brauch war.

So sehr blendete das Licht, daß er fast über die Gestalt gestolpert wäre, die aufrecht, nur etwas schief an der Wand des Schuppens lehnte, die Hände gegen das Holz gestützt. Im selben Augenblick sah er die Arme des Eisens wie eine geöffnete Schere aus dem Schnee steigen und fühlte seinen Fuß an die straff gespannte Kette stoßen, mit der es verankert war.

Eine wilde Freude schoß glühend in ihm hoch und erstickte seinen Atem.

Es war Mac Lean. Mit geschlossenen Augen. Regungslos und in diesem Augenblick auch atemlos. Er würde nicht anders ausgesehen haben, wenn er den ganzen Winter so an der Wand des Schuppens gelehnt hätte. Nur die feinen Schweißtropfen auf seiner Stirn zeigten sein Leben an. Jürge bückte sich und sah, wie es gekommen war. Das Holz des rechten Schuhs war zusammengedrückt wie in einem Schraubstock, aber es hatte gehalten. Die Eisenstangen hielten nur den Fuß, und nur der unterste der Stachel war mit seiner Spitze durch das Leder gedrungen. Jürge fuhr mit dem Finger um die getroffene Stelle und hob ihn vor die Augen. Er war feucht und dunkelrot. Aber das war alles. Es war so unwahrscheinlich wie ein Wunder.

Es nahm ihm den Bohn, bis er an das Licht im Stall dachte. Zweimal mußte er zufassen, bis er den Holzgriff öffnen konnte. Die Laterne stand auf der kleinen Futterkiste. In der Ecke kniete Marte in der Streu, die Arme um den Hals des Tieres geschlungen. Die Angst stand wie gefroren in ihren Gesichtern, und als Marte die Lippen öffnete, mußte er sich zu ihr niederbeugen, bis er verstand, daß sie nach dem Wolf fragte. Nein, sie hatte nichts gehört, nur daß das Eisen schlug und etwas gegen die Wand fiel, keinen Laut. Aber Grifa hatte geklagt, ganz wie damals, und nun hätten sie auf ihn gewartet.

Er richtete sie auf und streichelte ihr Haar. „Nichts ist“, sagte er verwirrt und verbarg die blutige Hand hinter seinem Rücken. „Nur den Schuh hat das Eisen gefaßt und ein bißchen Fleisch . . . ein Wunder ist es . . .“

„Was für einen . . . Schuh?“

Er versuchte zu lächeln. „Der Prophet, ja . . . er wollte wohl zu dir . . . komm, du mußt mir helfen.“

Als Mac Lean den zweiten Schritt hörte, öffnete er die Augen. Sein Blick öffnete sich starr und finster auf ihr Gesicht. „Brieße wollte ich dir bringen“, sagte er langsam, als löse seine Stimme sich aus dem Eise, „von drüben . . . sie haben geschrieben, daß wir kommen sollen . . . alle . . . ich wußte nicht, daß sie Eisen legen für die Boten Gottes . . .“

„Für den Wolf war es“, flüsterte sie. „Er war hier . . . vor Monaten . . .“

„Er ist immer da“, murmelte er und schloß von neuem die Augen.

Jürge preßte sein ganzes Gewicht auf die Feder, aber es war gefährlich, und wenn er abglitt, konnte es ein Unglück geben. „Der Schraubstock“, murmelte er und lief zur Hobelkammer.

„Verzeih“, flüsterte Marte. „Tut es weh? Hat es dich getroffen?“

Wieder öffnete er die Augen, und das bläuliche Mondlicht stand unheimlich in den tiefen Höhlen. „Es ist nicht das Blut“, sagte er. „Der dort zerbricht mein Kreuzfig und du verleugnest Gott . . . willst du beichten?“

„Ja“, flüsterte sie, „was ist mit dem Kreuzfig?“

„Morgen?“

„. . . Ja.“

„Schwörst du?“

„. . . Ja.“

Als der Schraubstock die Feder niederdrückte, öffneten die Arme des Eisens sich, und Mac Lean zog ohne einen Laut den blutenden Dorn aus dem Fuß. Der Schnee färbte sich rot, wo er stand, und er schwankte, als er sich zum Gehen wandte.

„Komm herein, daß wir dich verbinden“, sagte Marte.

Er drehte sich noch einmal zurück. „Wir?“ erwiderte er, und seine Lippen verzogen sich, als ob er lächeln wollte. „Da sind Dinge, die nicht zu verbinden sind.“ Dann ging er in seiner alten Spur davon, langsam, gerade, ohne zu hinken.

Jürge nahm das Eisen hinein und stellte es von neuem.

Mitunter, zwischen zwei Handgriffen, vergaß er seine Arbeit und starrte grübelnd in das Feuer. Auch hob er manchmal den Kopf und lauschte heimlich hinaus. Aber nur das Eis schrie auf dem See, wenn eine Spalte von Wald zu Wald sich auseinanderriß. Es klang, als ob ein Stahltau risse.

„Es geht niemand etwas an“, sagte Marte finster. Sie saß auf dem Stuhl neben Mac Leans Bett, aber sie hatte die Jacke nicht ausgezogen und nur das Tuch in den Nacken geschoben.

Er trug die Binde um die Stirn nicht mehr, aber die Narbe hatte noch einen feinen Blutrand. Es war eine gerade Wunde mit zwei kleinen Nebenästen, wie ein Zweig mit zwei wechselseitigen Blättern. Die ganze Zeit über mußte Marte denken, daß es der Abdruck einer Dornenkrone sei. Sie sah an der Farbe seiner Augen, daß er Fieber hatte, und der Zwang zum Mitleid machte sie härter und verschlossener, als sie sein wollte. „Er hätte sich nicht hinzulegen brauchen“, dachte sie, „wo er wußte, daß ich komme“.

Er lag unbeweglich und sah sie an. Sie wartete, daß er einmal die Lider niederschlage, aber sie waren unbeweglich, wie gefroren. Und obwohl sie fühlte, daß ihre Wurzeln dort im Fährhaus waren und durch den Schnee bis zu ihr reichten, von niemandem zerschnitten, floß aus diesem lidlosen, starren Blick eine wachsende Lähmung in sie hinein.

„Du wolltest beichten?“ fragte er, eintönig, wie Menschen im Schlaf sprechen.

„Ich habe gesagt, daß wir heiraten werden und daß ich . . . daß ich sein eigen bin . . . mehr ist nicht zu beichten.“

„Aber wie es geschah? Wann? Wie oft?“

„Es geht niemand etwas an“, wiederholte sie.

Es begann zu dämmern, und alles noch bleibende Licht schien sich in dem weißen Gesicht zu sammeln, über das die rote Narbe lief. Auf der Straße ging jemand vorüber und zog einen Schlitten hinter sich her. Eine Frau vielleicht, die Reisig gesammelt hatte. Der Schnee knirschte, die Rufen kragten über einen Stein, in der Ferne noch einmal, und dann war alles wieder still.

„Du möchtest vielleicht austreten aus der Gemeinschaft?“

„Nein.“

„Wir hatten drüben eine, die austrat. Sie verweigerte sich dem Priester vor der Ehe . . . wie du, und dann trat sie aus. Ihr erstes Kind war blind. Das zweite aß seinen eignen Kot und kroch auf allen Vieren. Noch andere Beispiele gab es, viele. Die Menschen wollten klüger sein, aber Gott war klüger . . .“

„Das kommt nicht von Gott“, flüsterte sie, weiß bis in die Lippen.

„Dann kommt es von meinem Gebet“, sagte er ebenso leise.

Sie fühlte, wie ihr Blut kalt wurde, gerann und gefror. Tief im Innersten ihres Leibes fühlte sie den grauen Hauch einer Eisdecke, dort, wo das Wunder der Geburt sich leise bereitete. Sie schloß die Augen, aber um so klarer und unerbittlicher sah sie das Bild, wie das Blut gefror und wie unter den geschlossenen Lidern des Kindes eine graue, kalte Haut sich über die Augen spannte. Sie stürzte auf die Knie, als seien ihre Gelenke erstarrt. „Bete nicht“, flüsterte sie, die Stirn auf der Bettkante, „bete um meine Blindheit, um meinen Tod, aber nicht darum.“

„Gehorche.“

„Nein.“

„Dann werde ich beten, morgens und abends und einmal in der Nacht, und . . .“

Sie schlug mit der geballten Hand zu, mitten aus ihrer Erstarrung, ohne zu sehen, wohin sie traf. Dann sprang sie auf, und ehe er ihr Kleid fassen konnte, war sie an der Tür. „Beide werden wir beten“, sagte sie, „morgens und abends

und viele Male in der Nacht. Aber du wirst zum Teufel beten, und ich werde zu Gott beten, daß er deinen Teufel erwürgt.“

In der Nacht erwachte Jürgen von zwei Händen, die sich auf seine Augen legten. „Was ist?“ fragte er.

„Erschlage ihn“, flüsterte sie.

Er wußte alles, sofort. Sie fühlte, wie seine Lider unter ihren Händen sich aufschlugen und legte sich still zurück.

„Sünde ist es“, sagte er nach einer langen Weile.

„Man soll keine Sünden denken.“

„Nein . . . ein böser Traum war es . . . schlafe nun.“

Sie saßen noch einmal auf dem letzten Hügel vor der Stadt. Marte zieht Schuhe und Strümpfe an, und es dauert lange, bis sie die Schleifen gebunden hat. Ihre Finger sind unruhig, und während er auf ihre Hände blickt, denkt er, daß sie aussehen, als hätten sie lange im Wasser gelegen. So matt und ausgebleicht erscheint ihm die Haut.

Sie läßt seine Hand nicht los, aber das Bündel trägt sie nun selbst. In den Straßen sehen die Menschen ihnen nach, nicht nur weil sie Hand in Hand gehen, sondern weil ihre Gesichter sonderbar aussehen zwischen dem Grau des Pflasters und der Häuser.

Als Marte quer über den Marktplatz auf das Gerichtsgebäude zugeht, beginnt Jürgen zu zittern. Er fühlt, daß ihre Hand kalt wird, inmitten seiner großen, warmen Hand, und daß sie seine Finger preßt, als habe sie an einer andern Stelle ihres Körpers einen großen Schmerz. „Sei ganz ruhig, Herr“, sagt sie leise, „ganz ruhig sei bitte.“ Aber er kann es nicht verhindern, daß sein ganzer, schwerer Körper bebt, und es dauert eine Weile, bis sie die Treppe hinaufgestiegen sind.

Ja, der Staatsanwalt sei da, aber nicht zu sprechen. Warum es sich denn handle? „Es ist etwas geschehen“, sagt Marte, „und dafür wird er schon zu sprechen sein.“

Der Justizwachtmeister sieht sie aufmerksam an, und plötzlich verändert sich sein Gesicht. Er hat viele Gesichter gesehen in seinem Leben, und er weiß, was es bedeutet, wenn in den Augen ein gleichsam starrer Schimmer steht, der durch alles hindurchgeht und sich nicht ablenken und beugen läßt. „Ist was passiert?“ fragt er leise. „Ja, es ist etwas passiert“, erwidert Marte langsam.

Sie werden durch eine breite Doppeltür hineingelassen. Jürgen will an der Schwelle stehenbleiben, aber Marte hält immer noch seine Hand und geht mit ihm bis zu dem großen Tisch vor den Fenstern, hinter dem der Staatsanwalt sitzt. Er hat ein schmales, glattes Gesicht, braun und ohne Falten, wie ein Tuch. Aber seine Augen sind groß und grau und sanft, als gehörten sie nicht zu diesem Gesicht, sondern zu einem zweiten, das hinter dem braunen Tuch im Verborgenen lebt.

„Sie wollen etwas anzeigen“, fragt er, und auch seine Stimme ist grau und sanft. „Wer sind Sie, bitte?“

„Ich heiße Marte Doskocil, geborene Grotjohann, Frau des Fischers und Fährmanns Doskocil . . . hier . . . und ich zeige an, daß ich gestern abend den Prediger der Mormonenkirche Mac Lean mit einem Messer getötet habe.“

Sie fügt Wort an Wort, langsam, aber ohne Pausen, mit einer stillen, weiten, etwas verhüllten Stimme. Es ist, als ob die Stimme hinter einer Nebelwand stehe und in sie hineinspreche. Und als sie schweigt, versinkt alles, und nur die Nebelwand steht unbeweglich im Raum und die drei Augenpaare, die durch sie hindurchzusehen versuchen.

Dann fällt Jürgens schwerer Stock zu Boden. Er fällt mit einem einzigen dumpfen Schlag auf den Linoleumbelag, und in diesem einzigen, scharf abgegrenzten Klang liegt etwas Unabwendbares, eine endgültige und nicht mehr aufzuhebende Bestätigung.

Das Schwurgericht war noch im Oktober, und die Verhandlung dauerte nicht länger als eine Stunde. Marte wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und wollte nicht, daß man ein Gnadengesuch für sie einreiche. „Ich habe getötet, um ein Kind zu haben“, sagte sie. „Das ist meine Gnade, und eine andere will ich nicht.“

Aber Jürgen bat um eine Gnade. Er stand von seiner Bank auf und trat vor den Tisch des Gerichts. Sein Gesicht war grau, wie aus der Welt gegangen, und seine Arme hingen wie Fremde an ihm herab, aber er sah dem Vorsitzenden furchtlos ins Gesicht und sagte laut, daß er um die Gnade bitte, seine Frau und das Kind, das sie trage, auf seinen Armen bis in ihre Zelle tragen zu dürfen, wie er sie aus dem Wasser in den Frieden getragen habe. Denn auch er möchte etwas zu dem tun, was sie ihm abgenommen hatte.

Einen Augenblick war ein verlegenes und unsicheres Schweigen, weil unter seinen einfachen Worten das Recht, so milde es gehandhabt worden war, sich vom Unrecht nicht mehr unterscheiden zu lassen schien, und der Obmann der Geschworenen, ein großer Fischereipächter und lebenssicherer Mann, aufstand und an das Fenster trat, als wolle er dies alles nicht mehr sehen. Aber dann durfte Jürgen tun, worum er gebeten hatte, und er nahm Marte behutsam in seine Arme und trug sie aus dem Saal, als seien keine Menschen um ihn, sondern ein schweigender Wald, zwischen dessen Stämmen er vorsichtig hindurchging, damit ihre müden Füße nicht an ihre Rinde streiften. Und sie hielt die Augen geschlossen wie ein behütetes Kind.

Um die Nachmittagszeit kommt Jürgen aus der Stadt zurück. Es ist ein stiller, grauer Tag, und der Ruf der Wildgänse ist weit zu hören. Die Wälder sind wie aus grünem Glas, und Jürgen ist leise mit seinen Rudern, weil bei jedem Laut die welken Blätter an den Uferbäumen zu fallen scheinen. Aber es ist nicht kalt. Nur still und zusammengerückt ist alles, und das kleine Torfffeuer auf dem Moor ist nicht wie ein Feuer in der Landschaft, sondern wie auf einem Herd zwischen stillen Wänden.

Jürgen denkt, daß er Blumen pflanzen muß im Frühjahr, damit im nächsten Herbst, wenn sie wiederkommen, Marte und das Kind, etwas Bunt und Frohes um das Haus ist. Für ihn ist es gut so, das Graue und Stille, aber für sie muß etwas da sein, woran sie ihre müde Seele hängen können. Wie ein Nagel für ein Wanderkleid. Im Malven denkt er und an Ästern. Und außerdem wird er das Haus streichen, weiß, und die Balken wird er grün absetzen. Und eine kleine Mühle wird er schnitzen und sie auf den Baun setzen, damit der Wind mit ihr spiele, auch wenn sonst alles still ist.

Aber zwischen allen diesen Gedanken, die langsam und hell über sein Gesicht gehen, kommen wieder die andern Bilder,

der Korridor, die Treppen, die Türen. Und der graue, enge Raum, den er nie gesehen hat, aber in dem sie nun leben wird, ihr schmales Gesicht, ihre festen, braunen Hände und das, worauf sie sich legen wird, in der Nacht, wenn niemand da ist, der ihr zusehen könnte. Und als er den Kahn festgemacht hat und zum Hause hinaufgeht, ist er wie ein grauer Wolf, der durch einen leeren Wald schleicht.

Auf der Schwelle sitzt Heini. „Ich dachte, daß wir heute pflügen müssen“, sagt er, „ich habe alles fertiggemacht. Die Haferstoppel liegt noch immer, und es ist Zeit, daß der Roggen unter die Erde kommt.“ Zuerst sieht Jürgen an ihm vorbei, mit leeren Augen, in die alles spurlos hineinfällt: der Verwachsene, das Haus, das Feld. Aber dann nickt er und geht in die Stube, um sich umzuziehen. Er tritt so leise auf, als schlafe dort jemand in dem großen Bett, und er sieht von der Seite auf den Herd. Aber es sitzt niemand da.

Und dann pflügen sie. Der Verwachsene geht hinter dem Pfluge her, und Jürgen beugt sich unter dem breiten Gurt. Der Hund scharrt in den Mäuselöchern und steckt die Nase in jede Wildfährte. Der Wald ist düster und still, und nur das Rauschen der Schollen geht als ein leiser Ton mit ihnen mit. Wenn sie den Pflug zu einer neuen Furche gewendet haben, ruhen sie ein wenig aus. Dann hören sie, wie die letzten Eichen auf den Hofplatz fallen.

Sie sprechen kein Wort und pflügen bis in die Dämmerung. Es ist nur ein kleines Feld, und als das Abendrot über dem Moor steht, sind sie fertig. Der Acker liegt dunkel und feucht da, und ein dünner Nebel steht über der frischen Erde. Jürgen nickt nur, und die Gestalt des Verwachsenen taucht langsam in den Feldern unter.

Der Hund steht wartend an der Waldecke, aber Jürgen geht noch nicht. Er hat den Gurt noch immer um die Schultern und eine Hand auf dem Griff des Pfluges. Er sieht in das Abendrot, aber nur der rote Schein ist in seinen Augen, nicht eine Bedeutung. Er fühlt an der Luft und an dem großen Schweigen, daß er allein ist, aber er fühlt auch die frische Erde an seinen bloßen Füßen. Und daß ihre Kühle in ihnen emporsteigt, wie in einem Baum. Er steht ganz still, als ob er wachsen wolle, und er spürt, daß es immer weiter steigt, immer höher, ein starker und demütiger Saft, der zu seinem Herzen will.

Und er sieht ein Feld mit grünen Halmen, die gelb werden und sich unter Ähren neigen. Und er sieht ein Kind, das unter diesen Halmen liegt und schläft, indes ein Mann und eine Frau das Korn schneiden und binden und die Garben aufstellen.

So steht er, bis der dünne Nebel über der frischen Erde immer höher steigt und ihn immer dichter einhüllt. Und zuletzt ist er wie ein Baum, der die Feuchtigkeit der Nächte lautlos trinkt.

Im Nebel.

*Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.*

*Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.*

*Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.*

*Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein;
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.*

Hermann Hesse.



Am Ende der Welt.

Tagebuchblätter einer Feuerlandsfahrt.

Von Dr. Wilhelm Rütge, Buenos Aires.

Als Fernando de Magallanes nach einer abenteuerreichen Reise von fünfzehn Monaten, die der Entdeckung einer Meeresverbindung zwischen dem Atlantik und dem westlich Amerikas sich dehrenden Ozean galt, endlich am 21. Oktober 1520 das „Kap der elftausend Jungfrauen“ erreichte und in die Meerenge hineinsagelte, die sich vor ihm öffnete, wußte er wohl, daß zu seiner Rechten das amerikanische Festland sei. Über die Natur des Landes im Süden aber war er sich völlig im unklaren. Er hegte die Vermutung, daß das Land, das er im Süden erblickte, zu jenem sagenhaften Kontinent „Terra australis“ gehöre, der sich nach den Annahmen der Geographen seiner Zeit rings um den Südpol erstrecken sollte. Es hat noch lange Zeit gedauert, bis spätere Expeditionen den wahren Charakter jenes Gewirrs von Inseln, das sich unterhalb der Meerenge, die noch heute den Namen ihres Entdeckers trägt, ausbreitet, erkannten und mit dem Märchen

von der Terra australis aufräumten. Allerdings: völlig erforscht ist dieses Gebiet, dem Magallanes den Namen „Feuerland“ gab, weil er nachts von seinem Schiffe aus die Lagerfeuer der Eingeborenen leuchten sah, auch heute noch nicht. Auf den Karten finden sich noch manche weiße Flecken, die noch auszufüllen sind, und manche Irrtümer und Ungenauigkeiten, die nur durch sorgfältige Einzelforschungen und Nachprüfungen nach und nach ausgemerzt werden können. Bekanntlich ist der Untergang der „Monte Cervantes“, die vor drei Jahren bei Ushuaia Schiffbruch erlitt, auf zwei irrtümliche Angaben der maßgebenden argentinischen Seekarten zurückzuführen.

Das Gebiet der Darwinkordillere z. B. hat noch keines Menschen Fuß betreten. Nur Gunther Plüschow überflog sie auf seinem „Silberkondor“. Eifersüchtig sucht die Natur des Feuerlandes ihre Geheimnisse zu wahren und stellt dem

Menschen, der sich ihr neugierig naht, Hindernisse auf Hindernisse entgegen, deren Überwindung teilweise heute noch unmöglich ist.

Man hat die Fjorde und Kanäle des Feuerlandes oft mit der Bergwelt Norwegens verglichen. Mit Unrecht, denn die Unterschiede zwischen beiden Landschaften sind tiefgehend und mannigfaltig; sie sind zum Teil bedingt durch die verschiedenartigen geologischen und klimatischen Verhältnisse, dann aber auch durch den Menschen. An den Küsten Norwegens wohnen seit mehr als einem Jahrtausend Menschen und haben allmählich diese Landschaft so umgestaltet, daß sie — im Vergleich zum Feuerland — wie ein wohlgepflegter Garten wirkt. Die westlichen Inseln des Feuerlandes aber hat noch kaum je eines Menschen Fuß betreten, geschweige denn, daß menschliche Arbeit das Gesicht dieser Landschaft irgendwie verändert hätte. Auch die Indianer konnten dauernde Wohnsitze nur auf den flacheren, trockeneren und wärmeren Inseln des Ostens aufschlagen und berührten die westlichen nur gelegentlich bei ihren Jagdzügen. Und während in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Osten die Schafzucht eingeführt wurde, die sich dann in wenigen Jahren über ganz Patagonien ausbreitete und dieses Land erst eigentlich für zivilisierte Menschen bewohnbar machte, blieben die westlichen Inseln das, was sie seit Urzeiten waren, nämlich reine, unberührte Wildnis, die den Menschen nicht duldet.

Freilich, trotz Einführung der Schafzucht, mit der eine fast vollständige Ausrottung der Feuerlandindianer einherging, ist der Osten auch heute noch ziemlich menschenleer. Das ausgedehnte argentinische Territorium Feuerland zählt heute nicht mehr als 3017 Einwohner, von denen über die Hälfte dazu in der Strafkolonie und Hauptstadt Ushuaia wohnt. Und der chilenische Teil dürfte, trotzdem er um vieles größer ist, noch weit weniger Einwohner zählen. Aber die Weltabgeschiedenheit, die großartige Unberührtheit dieser Bergwelt macht gerade deren besonderen Zauber aus, dem sich niemand entziehen kann, der, sei es auch nur als Tourist auf einer der Reisen, die die „Hamburg-Süd“ von Buenos Aires aus jährlich veranstaltet, je Einblick nehmen durfte in ihre grandiose Schönheit und Erhabenheit.

Bleibt für den Menschen auf diesen Inseln kein Raum, so bieten sie doch zahlreichen Tieren Nahrung und Unterschlupf. Denn diese Inseln sind nicht kahl. Wo es die Steilheit der Felsen irgendwie erlaubt, wo sich auch nur eine ganz dünne Schicht von Humus festsitzen konnte, breitet sich eine üppige Vegetation aus. Die antarktische Buche (*Nothofagus antarctica*) herrscht durchaus vor. Ihre Anpassungsfähigkeit und Genügsamkeit sind ohne Beispiel. An Stätten, die einigermaßen vor dem ewigen Westwind geschützt sind, wächst sie als stattlicher Baum, der leicht eine Höhe von 30 bis 40 Meter erreicht. Je ungünstiger und ungeschützter ihr Standort ist, desto kleiner bleibt sie. Ihre windzerzausten Zweige sind nach Osten gedreht und geben jedem Windstoß elastisch nach. Wo der Wind überhaupt keine Bäume mehr duldet, wächst sie als niedriger Busch. Und weiter hinauf, an den Bergwänden, dort, wohin auch im Sommer der Schnee noch bisweilen reicht, verzichtet sie überhaupt auf jedes Wachstum in die Höhe und sendet unmittelbar von der Wurzel lange Zweige aus, deren Ästchen und Blätter sich eng dem Boden anschmiegen. Bis zur Höhe von 400 Meter überzieht sie die Berge mit einem dunkelgrünen Teppich. Jenseits dieser Grenze, die, wie mit dem Lineal gezogen, an den Bergen entlang läuft,

findet sich, wenn nicht hier schon der nackte, steile Fels beginnt, noch ein Vegetationsgürtel, der aus Gräsern, Kletten und Moosen besteht. In 700 Meter aber beginnt der ewige Schnee, und über 1000 Meter findet sich nichts als Eis, das die gesamten hochgelegenen Teile des Feuerlandes mit einer dicken, weißen Decke überzieht. Von diesen Höhen, die mit dem Monte Carmiento 2900 Meter und in der Darwinfordillere 2400 Meter erreichen, brechen die Gletscher wie silberne, bei Sonnenschein bläulich schimmernde Ströme in die Täler und Kanäle hinab, breite Gassen durch die Vegetationsgürtel reißend. Sie sind die letzten Reste einer dicken Eisschicht, die vor Jahrtausenden ganz Feuerland und Südpatagonien bedeckte.

Trotz des Eises, das alle Höhen des Feuerlandes bedeckt und das teilweise vielleicht noch seit der Eiszeit dort oben liegt, ist das Klima des Feuerlandes durchaus nicht so rauh, wie oft angenommen wird. Die Bewohner klagen viel mehr über die Lästigkeit des ewigen Westwindes, der sich sehr oft zum Sturm auswächst, als über allzu große Kälte. Man braucht sich auch nur zu vergegenwärtigen, daß Ushuaia, die südlichste Stadt der Welt, nur wenig unter dem 54. Breitengrad liegt, was, auf die Verhältnisse der nördlichen Halbkugel umgerechnet, etwa der Lage Hamburgs entspricht. Das im Verhältnis wärmere Klima der nördlichen Halbkugel ist einzig und allein zurückzuführen auf den Einfluß des Golfstromes, den man mit Recht als Warmwasserheizung Europas bezeichnet hat. Die Küsten Südamerikas dagegen werden bespült von dem Südpolarstrom, der kaltes Wasser aus dem Südpolarmeer heranzuführt.

Die charakteristische Eigenart des Feuerlandsklimas besteht vielmehr darin, daß die Unterschiede zwischen den Sommer- und Wintertemperaturen sehr gering sind. Während im östlichen Teil des Feuerlandes die Durchschnittstemperatur im Sommer + 12 und im Winter + 2 Grad zählt, vermindert sich diese Differenz nach Westen zu auf + 9 bzw. + 4 Grad. So besteht ein verhältnismäßig geringer Unterschied zwischen den einzelnen Jahreszeiten und außerdem eine Sprunghaftigkeit der Witterung, die für den Naturfreund besonders reizvoll ist, denn sie zeigt in jeder Minute Berge, Meer und Himmel in einer anderen Beleuchtung. Es ist, als ob hier unten alle Jahreszeiten zu gleicher Zeit ihr launisches Spiel trieben. Blumen wachsen neben Gletschern, schwarze, rotgetupfte Kolibris schwirren über Schneefelder; die antarktischen Buchen tragen frühlingssfrische, hellgrüne Blätter neben sommerlich-dunkelgrünen und herblich-bunten an ein und demselben Zweig. Nebelschwaden, grau und griesgrämig wie ein Novembernebel im Norden, treiben unter blütenweißen Märzwölkchen dahin, die wieder plötzlich wie weggewischt sind von schwarzen, ungeheuren Wolkenmassen, die wie vorsintflutliche Ungeheuer über die Berge kriechen. Eben noch brannte sommerlich warm die Sonne herab, und jetzt ducken wir uns, trotz des dicken Wintermantels frierend, unter den Windstößen einer groben Bö, die Schnee und Regen auf uns herabsegt, während drüben die Eisgipfel in hellstem Sonnenschein erstrahlen. Das Meer wechselt in Minuten die Farbe, alle Farbtöne der Skala vom sattesten Blau bis zum Olivgrün durchlaufend. Und über all diesen Farben, deren Zusammenklang dem Tönen einer gewaltigen Symphonie gleicht, schwebt das Weiß des ewigen Eises wie eine lichte Melodie über sattem Orchesterklang und verleiht etwas Unwirkliches und Märchenhaftes dem Glanze dieser Landschaft, derem Zauber sich niemand entziehen kann, der einmal einen Blick tun durfte in ihre Wunderwelt.



Feuerlandzauber.

Silberkondor über Feuerland^{*)}.

Von Gunther Plüschow.

Aus dem wüsten Gewirr von Kästen, Flugzeugteilen, Tragflächen, Schwimmern, Motor, das am ersten Tage um uns herumstand und lag, so daß man schier verzweifeln konnte, ist wie ein Phönix unser Silberkondor des Feuerlands entstanden. Da steht er, glänzend in der Abendsonne, auf dem kleinen Werftstip, mit gebreiteten Silberschwingen, in seiner ganzen bewunderungswürdigen Größe.

„Esingtau D 1313“ habe ich meinen Silberkondor gekauft.

Gleich auf den ersten Antrieb springt der Motor an, langsam rutscht das Fahrgestell ins Wasser, nun tauchen die Schwimmer ein, langsam gebe ich etwas Gas, das Flugzeug rollt in die See hinaus, ist damit seinem Element übergeben, das es nicht wieder verlassen soll, bis viele Monate später unsere Flugarbeit beendet ist.

*) Aus Gunther Plüschow „Silberkondor über Feuerland“. Ullstein-Verlag Berlin. 285 Seiten mit 20 ganzseitigen Bildern in Leinen 6,50 RM.

Nun gebe ich mehr Gas, rolle zur Startstelle hinüber, da der Wind direkt von Land kommt. Als der Motor dröhnend mit Vollgas die Luft durchreißt, lacht Dreblow hinter mir wie ein Kind auf, seine Augen glänzen, für ihn hat der Motor ja eine Seele, eine Sprache; dieser Ton spricht für ihn vernünftlicher und treuer als ein Mensch, von diesem brummenden Ungetüm da vor mir hängt unser Schicksal, vielleicht unser Leben ab.

Heller und heller klingt der Motor jetzt, wie eine Möwe segt silberschimmernd das Flugzeug schon über das Wasser, nun sind die Schwimmer auf Stufen, ein leiser Zug — wir fliegen!

Da jubelt etwas unerhört Schönes und Großes in mir auf, ich fühle, wie wunderbar die Maschine in der Luft liegt, wie sie meinem Willen, meinen Steuerbewegungen gehorcht; in meinen kühnsten Träumen hätte ich mir ja nicht träumen



„... was vor uns noch nie eines Menschen Auge sah!“

Zentrum der Darwinkordillere im Feuerland.

lassen, je ein so schönes Flugzeug über meinem Feuerland steuern zu dürfen.

Ich drehe mich nach Dreblow um, der ganz versunken da sitzt, reiche ihm die Hand hinüber, die er kräftig drückt; wir sind jetzt Luftkameraden geworden, müssen füreinander und miteinander durch dick und dünn gehen, haben hier die Ehre der deutschen Fliegerei hochzuhalten. Das Schicksal, dieses rätselhafte Ding, warf uns beide zusammen.

Dröhnend und brummend, in rund fünfhundert Meter Höhe, fliege ich nun auf die Stadt zu, die im Abendsonnenschein unter uns liegt. Ob die Leute jetzt wohl dort endlich glauben, daß wir wirklich fliegen können?

Eine kurze Ehrenrunde über Magallanes — der erste Flug über das Feuerland ist angetreten!

Die Luft ist wunderbar ruhig geworden, das Flugzeug muckst auch nicht einen Augenblick. Da haben wir schon die breite Stelle der Magallanstraße überquert, unter uns liegt spielzeugschachtelartig ein kleines Städtchen: Porvenir, die Hauptstadt vom chilenischen, also westlichen Teil des Feuerlandes. Ich sehe, wie dort unten die Menschen angsterfüllt zusammenrennen und nach oben starren, sie sahen ja noch nie ein Flugzeug. Auch für das Feuerland ist hiermit ein neues Zeitalter angebrochen.

Ein sanfter Gebirgskamm kommt — vorbei, die Ufeleßbai — vorbei, an unserer Steuerbordseite liegt nun die große Insel Dawson mit ihren ungeheuren Waldungen. Ich ahne nicht, daß ich einen Tag später eingehende Bekanntschaft mit ihnen machen soll.

Im Gegensatz zu den fast alles bedeckenden Wäldern von Dawson ist das Feuerland, oder richtiger die große Feuerlandsinsel selbst, zunächst völlig kahl, alles ist Schafland, Pampa; erst als sich unter uns am gefürchteten Admiraltyfjord das Land an beiden Seiten zusammenschiebt, überzieht sich auch die große Feuerlandsinsel mit wilden, hier und da noch mit Schnee bedeckten Bergketten, in denen überall kleine Gebirgsseen leuchten. Und plötzlich ist auch hier im Süden

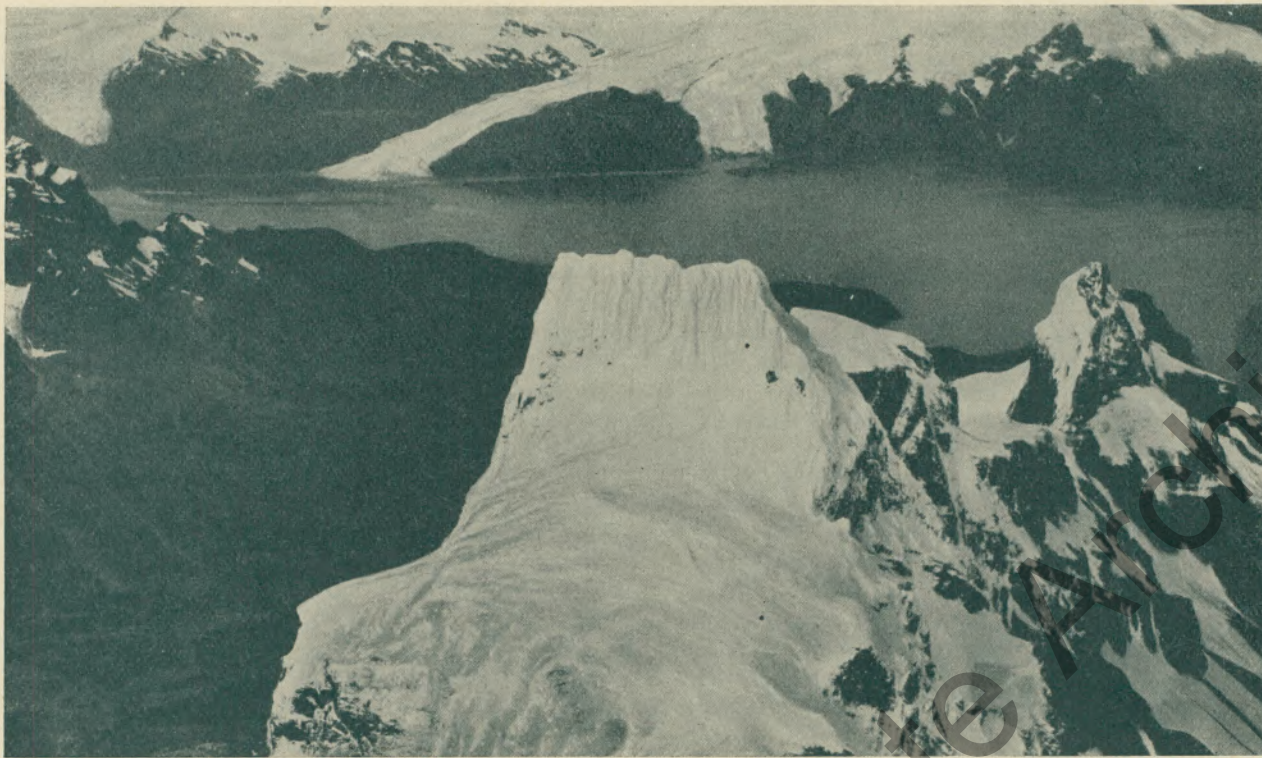
das ganze Feuerland ein einziger, ungeheurer, undurchdringlicher, gebirgserfüllter, zu einem dichten Netz verflochtener Urwald.

Ich schaue nun zur anderen Seite, rechts von uns, da öffnet sich plötzlich der Himmel. Wie fortgeblasen sind die dicken Wolkenballen, über denen wir teilweise schon flogen. Ich bin jetzt gut zweitausendfünfhundert Meter hoch. Wir hier im Flugzeug erleben jetzt etwas schier Überirdisches: die ganze Darwinkordillere des Feuerlands, die anschließende Valdivia- und Abwehrkette liegen klar im Glitzern der Abendsonne vor und unter uns. Es gleißt und schimmert, daß uns fast die Augen schmerzen, wir sehen, was vor uns noch nie eines Menschen Auge sah!

Eis, Eis und wieder Eis ragt in steilen Türmen zum Himmel, von allen Seiten rinnt es silberhell und leuchtend zu Tal, rinnt und leuchtet immer noch, als diese Eisströme längst die Grenzen des ewigen Eises, die sich in rund tausend Meter Höhe scharf an den Gebirgen abzeichnen, durchbrochen haben, Wälder lautlos durchbrausen, um dann mit hohem Fall ins Meer zu stürzen.

Am schönsten und größten ist der Marinelligletscher; ich beschließe, ihm unsern nächsten Besuch zu machen.

So weit mein von Schönheit trunkener Blick in die Runde und nach unten schweift, ist alles klar und deutlich auszumachen. Wir sind jetzt höher als der höchste Berggipfel, ich schaue nach links über das südliche Feuerland bis zum Atlantischen Ozean, der dunkelblau zu uns heraufleuchtet, hinter mir ist die Ufeleßbai, dort die ganze riesenhafte Insel Dawson, dort sehe ich sogar die Westausfahrt der Magallanstraße, wo der Stille Ozean bis zu uns heraufgrüßt. Vor und unter mir liegt der langgestreckte Fagnanossee wie ein blauer Saphir, ganz in weiter Ferne kann ich sogar eben noch die Inseln erkennen, deren südlichste das berühmte Kap Horn trägt; es ist ein Anblick, der alle Arbeit, alle Mühen, alle Gefahren wieder wettmacht.



„Da liegt die Eisspitze des Monte Buckland wie ein unvorstellbar schöner Traum unter uns.“

Nun bin ich schon über dem Fagnanosee, wir sind jetzt bald anderthalb Stunden in der Luft; ich will gerade mein Flugzeug herumwerfen, auf die Valdiviakette zu, um diese zu überqueren, als sich mit der hier üblichen Plötzlichkeit der ganze Himmel wieder überzieht; dicke, mächtige Wolkenballen leuchten vor uns auf, in ihnen, von der Abendsonne getroffen, einzelne Eisgipfel, vorsichtig fliege ich um sie herum.

Die Luft wird ebenso plötzlich unruhig, das Flugzeug beginnt zu torkeln, es wird eisig kalt, die Finger schmerzen, die Füße sind wie Eisblöcke; wann soll ich durch die Wolkendecke nach unten stoßen, ohne an den Gebirgsketten zu zerschellen, wie tief sind die Berge in Wolken eingehüllt?

Da gewahre ich in der Wolkendecke unter mir plötzlich ein Loch, es sieht wie ein grauenhaft gährender Schlund aus. Wie eine Ewigkeit so tief liegt am Grunde dieses Schlundes blaues Wasser — es muß der Beaglekanal sein, ich muß die Valdiviakette überquert haben.

Ehe sich diese rettende Lücke in den Wolken wieder schließen kann, habe ich den Motor abgestellt und saufe in enger Spirale, mit unheimlicher Geschwindigkeit, dem Kondor gleich, in die Tiefe — unter mir liegt Ushuaia.

Wie ein richtiger Silberkondor sind wir, die Sonne leuchtend im Rücken, aus den Wolken hervorgebrochen, nun dröhnt der Motor wieder auf; trotz der furchtbaren Fallböen, die uns über der am Südhang der Gebirgskette liegenden Stadt treffen, fliege ich noch einige Ehrenrunden um den kleinen Ort, der neulich erst die Holzpantone gastlich aufgenommen hatte, dann stelle ich den Motor ab, gleite zum Wasser hinunter, das wie ein Spiegel rot schimmernd in der Abendsonne strahlt, nun setzen die Schwimmer sanft auf, wir rollen zum Strand.

Knapp eine Stunde und fünfundvierzig Minuten hat der ganze Flug von Magallanes nach Ushuaia, rund zweihundert- undachtzig Kilometer, gedauert, wir sind das erste Flugzeug der Welt, das das Feuerland überflog, wir haben damit bewiesen, daß man hier fliegen kann, wir sind damit Bahnbrecher für die hinter uns Kommenden, und das — gehört mit zu meinem Programm.

Sturmflug.

„Dreblow, komm hoch, Amigo, der Silberkondor ruft!“

Einige Minuten später sitzen wir schon in unserm Flugzeug.

Frei! Ein! Ich drehe am Anlasser, wie ein Uhrwerk springt der treue Motor an, die Leine klatscht ins Wasser, ich gebe langsam Vollgas, mit mächtigem Donnergetöse erfüllt der Propeller die stille Morgenluft, ganz Ushuaia aus dem Schlafe schreckend, denn es ist das erstemal, daß hier die Morgenstille auf diese Weise entweicht wird.

Als ich in einigen hundert Meter Höhe Ushuaia noch einmal überfliegen will, packen mich mächtige Fallböen, die von der Valdiviakette herabströmen. Vorsichtig muß ich abbreiten und mich weiter draußen über der verhältnismäßig stilleren Bucht weiter hochschrauben.

In zweitausend Meter Höhe endlich will ich den Angriff wagen, will die Gebirge dort überqueren, wo ich es am gestrigen Tage beim Herflug tat. Klar liegen die Berge vor mir, links sogar, leuchtend in der Sonne, das Eisgewirr der Darwinkordillere.

Ich nähere mich den Bergen, mächtige Fallböen packen mich wieder, werfen das Flugzeug hin und her, auf und ab, drücken es hinunter; immer tiefer kommen wir, ich muß wieder abbreiten, mich noch höher schrauben, um über die Zone der Fallböen zu gelangen. Wieder stoße ich vor, werde wiederum abgeschlagen, endlich bin ich dreitausend Meter hoch. Voller Wut werfe ich das Flugzeug herum, rase etwas weiter östlich dicht über die Gebirgsketten hinweg, werde gepackt und gezaust, torkele wie ein Trunkener über den Bergzinnen und zwischen den Tälern hindurch, sehe einen Augenblick hinter mir das Kap Horn liegen, um das sich ein schweres Wetter zusammenbraut. Endlich, endlich leuchtet der Fagnanosee auf, wir kommen nur ganz langsam von der Stelle, ich schaue auf meine Uhr — schon eine Stunde sind wir jetzt in der Luft und brauchen gestern zur selben Strecke nur gut fünfzehn Minuten.

Da bekommt das Flugzeug plötzlich einen furchtbaren Stoß, es bäumt sich auf wie ein verwundetes Tier, fällt wieder zurück, wird von unsichtbarer Gewalt im nächsten Augenblick um Hunderte von Metern hinabgedrückt, wird wieder hoch-

geworfen, nur mit Mühe kann ich das Flugzeug halten, es vor dem Absturz bewahren.

Einen Augenblick ist es ruhig, schon will ich mich verpusten, da kommt ein neuer Stoß, schwerer als der erste, und nun fangen wir an zu torfeln und zu bocken, zu schlingern und zu stampfen wie ein kleines Fahrzeug in schwerer See. Das Flugzeug ächzt und stöhnt, aber gleichmäßig und ruhig brummt unser guter BMW, wunderbar folgt das Flugzeug meinen Ruder- und Verwindungsausschlägen.

Gottlob, nun habe ich den Fagnanossee hinter mir.

Ich schaue nach unten, dort kocht und brodelte das Meer, weiter links steht die Darwinfordillere in der Luft, nein, nun ist sie ganz plötzlich verschwunden, ungeheure Wolkenmassen kommen angestürmt, hüllen die Fordillere, die Gebirge, das Meer ein, treiben uns höher hinauf, wie ein Todeshauch kommt jetzt eisige Kälte zu uns, erstarrt unsere Hände, unsere Füße; mit eiserner Faust halte ich mein Flugzeug, jetzt müssen wir wieder mal kämpfen, zeigen, daß wir fliegen können.

Der Sturm ist losgebrochen, umkehren gibt es bei mir nicht, nun Zähne zusammengebissen und durch!

Ich habe kein Gefühl mehr für Zeit, ganz mechanisch führe ich meine Steuerbewegungen aus. Die fürchterliche Kälte ist kaum noch auszuhalten, meine Finger, namentlich die Daumen, schmerzen. Ich bekomme eine Ahnung von den Folterqualen früherer Daumenschrauben.

Das Schlimmste ist, daß ich durch die Kälte und die lange Zeit in dieser großen, ungewohnten Höhe müde werde. Es ist, als ob mir der Kopf und die Gedanken einfrieren.

Dabei torfeln wir wie losgelassene Teufel, ich lasse mein Flugzeug tanzen, auf und ab, und hin und her werfen.

Ich schaue endlich auf meine Uhr, zweieinhalb Stunden sind wir schon in der Luft.

Da droffele ich den Motor ab, gleite nieder, stoße durch die dicken schweren Wolken durch, die furchtbare Kälte nimmt gottlob ab, dafür aber der Sturm von vorne zu. Als ich endlich wieder Wasser unter mir habe, sind wir erst in der Mitte des Admiraltyfjords angelangt.

Nun packt mich wilde, verzweifelte Wut.

Bis nach Hause kommen wir heute nicht mehr, dazu reicht das Benzin nicht aus, nun heißt es ruhig bleiben, einen Landeplatz finden und warten, was das Schicksal uns bestimmt hat.

Ich lasse das brave Flugzeug torfeln, soviel es will, fühle die Kälte plötzlich gar nicht mehr, trotzdem ich am ganzen Leibe vor Kälte zittere und immer noch kein Gefühl wieder in Beinen und Händen habe, ich sehe aber unter mir die wogende See im Aufruhr und links die Dawsoninsel. „Wenn nur bis dorthin mein Benzin noch reicht!“ flehe ich mein Schicksal an.

Drauf zu! Drauf zu! Ich höre ja förmlich meinen armen Motor nach Brennstoff schreien, meine Finger rufen: gib uns Wärme, sonst erfrieren wir, meine Füße und Beine: befreie uns aus den Eisklammern! Ich schaue mich einen Augenblick um; wie muß mein armer Begleiter erst frieren, der ja viel ungeschützter sitzt, der sogar versucht, Luftaufnahmen mit unserer großen Zeiß-Luftkamera zu machen. Ich fühle es direkt, wie der arme Kerl vor furchtbarer Kälte klappert. Endlich, endlich — Herrgott, wie lang muß eine Ewigkeit sein! — kommt die Nordspitze der Dawsoninsel näher, an ihrer Ostseite ist die See verhältnismäßig ruhig, eine hohe Uferböschung hält den Sturm ab, dort stehen auch einzelne Häuser. Gerade als ich meine Hand mühsam zum Gashebel ausstrecke, fängt der gute Motor zu spucken an, ihm ist die Nahrung ausgegangen.

Da stelle ich die Maschine fast auf den Kopf, lasse sie von den Fallböen, die uns packen, hin und her zerren, die Spanndrähte heulen auf, nun schwebte ich schon dicht über dem hohen Ufer, es wird etwas ruhiger, nun bin ich neben dem Ufer

über dem Wasser, nun setzen leise die Schwimmer auf, eine plötzliche Bö will das Flugzeug noch im letzten Augenblick umwerfen. Jetzt rollen wir in der quer zum Winde laufenden hohen Dünung, wenige Meter neben der Küste fällt unser immer seeklärer Anker in den sichtbaren Steingrund.

Dreblow und ich drücken uns stumm die Hand, wir beide wissen, was wir durchgemacht haben.

„So, Dreblow, und nun wollen wir an Land, hoffentlich wohnen hier irgendwo Menschen. Irgendwo wird sich auch hoffentlich Benzin zum Weiterflug auftreiben lassen.“

Besuch beim „König des Feuerlandes“.

Der Silberkondor hat seine Schwingen gebreitet, stumm winke ich von oben hinab, Dreblow hat längst seine Kamera zur Hand, wir umrunden den Festplatz, brausen unter den dicht herabhängenden Regenwolken entlang, über das kleine verlassene Pto Harris hinweg; nun sind wir schon mitten über dem Urwald von Dawson, fast greifbar nahe sind die Wipfel der Bäume.

Umdrehen?

Ich denke gar nicht daran, soll die Maschine doch auch ihr Neujahrsvergnügen, ihren Tanz haben. Ich habe eine mächtige Wut im Leibe wegen des entsetzlich schlechten Wetters, das uns nun schon Monate verfolgt, weiß auch, daß hier fast jeder Kanal sein Privatwetter, ja sogar seinen Privatwind hat, ich bin losgebraust, der erste Flugtag des neuen Jahres 1929 muß uns Glück bringen.

Vor mir schimmert es jetzt etwas heller auf, das ist die Lomusbucht, nun liegt Dawson schon hinter uns.

Über die Gebirge zu fliegen, wie ich es gern getan hätte, kann ich der tiefhängenden Wolken, des Regens wegen nicht wagen, nun muß ich plöterig und bescheiden wie ein Schiff an der Küste entlang „schippern“.

Meine linken Tragflächen berühren beinahe die steilen Felsen, unter mir ist Wasser, über mir ragen sicher mächtige Gebirge empor, von beiden ist so gut wie nichts zu sehen in dieser alles verhüllenden blaugrauen Regenfarbe.

Die Karte des Feuerlandes habe ich, Gott sei Dank, im Kopf; im Schlafe könnte ich jede einzelne Bucht, jeden Fjord, jedes Gebirge aufmalen.

Die Böen rütteln und schütteln das Flugzeug, ich lasse ihnen dies Vergnügen; alle meine Sinne und Nerven sind aber angespannt zum Bersten, wunderbar gehorchen Steuer und Verwindung meinen Bewegungen. Wie herrlich ist es doch, ein so schönes Flugzeug fliegen zu dürfen!

Ich schaue auf meine Uhr, wir sind bereits eine Stunde in der Luft, nun müssen wir bald scharf nach links in den Agostinifjord und zur Traumbucht hineinbiegen. Da reißt ganz plötzlich zu unserer Rechten der Himmel auseinander, ein riesiges blaues Himmelsauge schaut zu uns hernieder; mitten in diesem blauen Wunder steht scharf und klar, wie eine glitzernde Gralsburg aus leuchtendem flüssigen Eis — der Monte Carmiento, der König der Feuerlandsberge.

Ich brülle direkt auf vor Vergnügen, drehe mich zu Dreblow um, der gerade eine neue Filmrolle in unsern amerikanischen Bell-&-Howell-Apparat einlegt; da er es nicht merkt, lasse ich die Maschine absichtlich „bocken“, unser verabredetes Signal; nun schaut er auf, starrt mit offenem Munde, als gewahre er den lieben Gott selbst mit seinen Engelein, zu den beiden leuchtenden Kronenzacken, ich werfe wie ein übermütiger Schulkunge mein Flugzeug rum.

Gebe Bollgas, ziehe die Maschine, soviel es geht, gebe stetig Höhengas; langsam, aber sicher klettert unser Höhengemesser, nun bin ich schon fünfzehnhundert Meter, nun zweitausend. „Lieber Gott, laß dein Himmelsauge noch so lange offen, bis ich heran bin!“ flehe ich leise in meinem Innern.



„... wie eine glitzernde Gralsburg aus leuchtendem Eis — der Monte Carmiento.“

Nun bin ich fast so hoch wie die Spitze, nun rase ich mit meiner Maschine drauf zu. Dreblow sitzt längst klar mit unserer großen Reiß-Luftkamera und unserm „Amerikaner“. Wie ein einziges leuchtendes Stück Eis steht dieser Wunderberg in der ihn umgebenden blauen Flut, von seinen Seiten rinnen die Gletscher, unermessliche hellgrüne Urwälder bekleiden seine Füße. Was ist das für ein Gnadengeschenk des Schicksals für uns, diesen Berg, der fast nie zu sehen ist, ausgerechnet heute, wo sonst überall undurchdringliche Wolkenozeane schwimmen, in strahlender Sonne, völlig wolkenfrei zu erblicken! Ich betrachte dies als einen Wink meines Schicksals, einen Gruß, ein Aufmunterungszeichen, ich verstehe diesen Ruf.

Nun bin ich am Gipfel des Carmiento.

Zwei strahlende Jacken ragen in den blauen Äther hinein, sie bestehen aus einem einzigen leuchtenden Stück schneefreien Eises. Da die Sonne mit aller Macht draufscheint, sehen sie fast flüssig aus, ich berühre beinahe diese Spitzen, so dicht fliege ich darum herum.

Doch plötzlich — ich will eben an der Rückseite dieser Krone entlang fliegen — bekommt das Flugzeug einen furchtbaren Stoß; eine schwere Fallbö packt es wie ein willenloses Blatt, wirft es mit unwiderstehlicher Gewalt hinab, ich glaube schon, wir müssen unten auf dem Gletschereis zerschellen. Gut, daß wir festgeschnallt sind, gut, daß Dreblow gerade einen neuen Film einlegt und daher tief in seinem Sitz drin sitzt, sonst — Sekunden hat dieser Vorgang sicher nur gedauert, wir sind in Windsee des Berges geraten, es muß wieder ein ganz gehöriges Windchen aus Westen säuseln.

Ich habe mein Flugzeug herumgeworfen, drehe nochmal auf den Carmiento zu, schraube mich dabei gut tausend Meter höher als die Krone selbst, umkreise den König der Berge wiederholt; eine solche Gelegenheit muß für unsere Arbeit ausgenutzt werden, wer weiß, wann sie je wieder kommt. (Viele Wochen haben wir drauf warten müssen.) Als die Wolken sich wieder schließen wollen, ist Dreblow mit Film und Photo

fertig. Ich stelle den Motor ab und komme gerade eben noch unter die Wolken, ehe sie wieder zusammenprallen und ein wogendes Meer bilden.

Nun brause ich schon dem Eingang zum Agostinifjord zu; da links liegt unsere Basis, der Hafen der Träume. Von furchtbaren Fallböen in diesem engen Kanalgewirr bei aufkommendem Sturm gerüttelt, flege ich eben dicht über die Bergkuppen hinweg, der Motor schweigt, der Silberkondor schwebt wunderbar aus, die Schwimmer berühren kaum spürbar das Wasser. Ich rolle in die kleine Bucht gleich rechts von der Einfahrt hinein, rolle zum Strand. Unser Traumhafen, in dem wir nun wochenlang liegen sollen und von dem aus meine kommenden Flugarbeiten ausgehen werden, nimmt uns in seine schützenden Arme auf.

Um uns herum absolute Stille. Duftende Blumen, wunderbare, frische, grüne Wälder, ein kleines Bächlein rieselt ins Meer, guter flacher Strand, eine traumhaft schöne Bucht; es ist, als ob der liebe Gott diese Traumbucht extra für uns dort hingezaubert hätte.

Der große Feuerlandflug.

Endlich ist er da, unser großer Tag!

Wohin ist die Zeit bloß geflohen, wir schreiben ja schon Februar 1929.

Mein unbestimmbares, nie trügendes inneres Gefühl ruft mich auch diesmal; ich wache, von einer unbewußten Nacht getrieben, auf, gehe an Deck, es ist erst fünf Uhr früh — leuchtend klar wölbt sich der Himmel über uns im neuen Morgenschimmer.

Da weiß ich es: unser Tag ist da!

„Dreblow, komm hoch, Soldat! Der Tag ist da!“ Ich laufe nach vorne und brülle ins Logis hinunter: „Alle Mann auf, es ist so weit!“

Zehn Minuten später stehen wir alle an Deck, blicken staunend zu dem noch nie so absolut wolkenfreien Himmel empor, zum Buckland, der sich bis zu uns widerspiegelt, zum

Carmiento, dessen beide äußerste Zackenspitzen eben über dem Berg sichtbar sind, kein Lufthauch regt sich, welch köstlicher Morgen; für solch eine Stunde liegen wir alle gerne noch viele Wochen in Sturm und Regen.

Nun dreht sich schon der Propeller, die Maschine ist restlos aufgefüllt, mein braver Dreblow prüft gewissenhaft den ganzen Vogel nochmal ab; einen Augenblick muß ich noch warten, denn die Sonne muß erst über den Monte Sella kommen — an dessen Nordhang wir übrigens auf halber Höhe einen reizenden kreisrunden See entdeckten —, um die Eisschicht von den Tragflächen meines Silberkondors abzuschmelzen.

Nun ist die Sonne da, läßt Eis und Tragflächen rosig aufleuchten, tropf, tropf löst sich das Eis auf, klatscht als Perlen nieder, nun sind die Schwingen eisfrei.

Brummend rolle ich zur Bucht hinaus, durchschneide mit meinem Kielwasser die Widerspiegelung des Buckland, die so natürlich ist, daß ich unwillkürlich das Gas weggenommen habe. Garibaldi steht längst mit Kinos an Land und hat diesen ganzen wunderbaren Vorgang, die Holzprantine daneben, gekurbelt.

Spielend heben wir uns vom Wasser, trotzdem wir ungewöhnlich schwer beladen sind, spielend gewinne ich Höhe, das Land fällt unter uns fast weg; als ich zweitausend Meter bin, schaue ich mich erst um und nach unten.

Wie ein unvorstellbar schöner Traum, völlig wolkenfrei unter leuchtend blauem Himmel, an einem Meer, das an der Riviera nicht schöner sein kann, liegt vor und unter mir das ganze, in Eis und Schnee und Gletschern und grünen Wäldern schimmernde und glitzernde Feuerland.

Da liegt das Bucklandmassiv. Die Königin mit unverhülltem Haupt schaut sehnsüchtig zu ihrem König. Da steht auch der wie eine himmlische Gralsburg, getrennt von der Königin nur durch einen Kanal, ein paar lumpige Kilometer; welche Sehnsucht muß sein altes Herz fassen, wenn er die Königin in all ihrer Pracht erblickt. Ich kann verstehen, daß er vor Gram des vergeblichen Sehns nach stets sein Haupt verhüllt.

Da liegt aber auch wie hingegossen, in wunderbarsten Farben schillernd, der ganze Agostinijsfjord. Heute sind nicht nur die abschließenden Gletscher im Hintergrund zu sehen, sondern auch der gewaltige Monte Darwin selbst, von dem aus diese Gletscher kommen.

Und da ist sie, in ihrer grandiosen, überirdischen Gestalt — die ganze Darwinfordillere selbst, das Rückgrat des Feuerlands, das Ende der amerikanischen Festlandsfordillere, die etwas weiter endgültig in die graufige Tiefe des Südmeeres verschwindet.

Dreblow hinter mir arbeitet fieberhaft mit Kino und Kamera; könnten wir doch auch all diese Farben mit in unsere Kästen einfangen.

Ich umfliege den Buckland und den Carmiento, überfliege den Agostinijsfjord immer und immer wieder in den verschiedensten Höhen, und als alle Filme belichtet sind, sause ich schnell in die Traumbucht. Neue Filme werden eingelegt, schon bin ich wieder in der Luft und habe mein Flugzeug rumgeworfen.

Der große Transfeuerlandflug, vom Monte Carmiento im Westen bis nach Ushuaia im Osten, den auch nur auszudenken niemand vor mir gewagt hat, ist angetreten.

Wie soll ich das beschreiben, was wir nun erleben, wie Worte dafür finden? Ich kann es einfach nicht; vielleicht zeigt unser Film etwas davon, der aber auch nur ohne diese unwiedergebliebenen Farben.

Jetzt schweben wir bereits über dem Feuerland selbst, mitten über der sonst fast nie sichtbaren Darwinfordillere. Wir erblicken etwas, das vor uns noch nie ein Mensch erschaut hat. Es ist doch ein wunderbares Gefühl, als erster etwas zu sehen, das seit Beginn der Welt in Geheimnis gehüllt gewesen ist.

So weit das Auge reicht: Eis, Eis, riesige Schneehalden und wild zerklüftete Bergmassen, nach allen Seiten rinnen Gletscher, hier und da leuchten unbekannte kreisrunde Seen, viele von ihnen sind mit Treibeis von Gletscherbrüchen bedeckt, andere sogar noch vollkommen zugefroren. Wie ein ungeheurer Riegel schiebt sich dann ein Gebirgskamm wie ein einziges Stück leuchtendes Eis in den Weg: der Monte Darwin, das Haupt dieses Rückgrates.

Als ob man eine große Lüte riesiger Kristallzuckerwürfel ausgeschüttet habe, so liegt das ganze Gewirr von Bergen unter uns. Etwas Wilderes, Zerklüfteteres kann man sich selbst in der Phantasie nicht vorstellen, die Wirklichkeit unter uns ist größer, ist erschütternd.

Eis, Eis, Gletscher an Gletscher, furchtbare Schlünde und Hänge, hier und da blühende Seen, scharf abgegrenzt Carmiento, Buckland, Darwin; östlich vom Darwin geht in Nord-südrichtung ein ungeheures Tal, vom Parryfjord im Norden bis zum Beaglekanal im Süden reichend. Es ist ausgefüllt mit Eis und Schnee. Sowohl von den Flanken des Darwin wie von den anschließenden Höhenzügen östlich davon rinnen die phantastischsten Gletscher wie ungeheure breite Ströme; sie vereinen sich, sie spalten sich, sie rinnen nach allen Himmelsrichtungen davon, hier und da ins Meer, an anderen Stellen, mitten im Lande, als Inlandsgletscher endend. Schwarze Schuttstreifen durchziehen hin und wieder dies leuchtend blau-grüne, zerrissene Eis, wieder und wieder kleine Seen; es ist erstaunlich, wieviel kleine Binnenseen es innerhalb der Darwinfordillere gibt.

Ich bin jetzt dreitausend Meter hoch, nur wenig höher als die höchsten Gipfel, über die wir in rasender Fahrt hinwegbrausen und dröhnen. Um uns herum nichts wie Eis und Schnee und wildestes Hochgebirge. Herrgott, geht es mir eine Sekunde durch den Kopf, wenn jetzt unser Motor aussetzt!

Da schaue ich auf unsern braven Motor, der immer noch gleichmäßig sein herrliches Lied singt, über schaue die Schwingen meines Silberkondors, die im Sonnenlicht glänzen und strahlen, schaue hinter mich, wo Dreblow in aller Ruhe seine letzte Filmrolle einlegt und die letzten Aufnahmen macht, denke an das gütige Geschick, das uns bisher so treu war und uns treu bleiben wird, und werfe das Flugzeug dicht über dem Monte Italia herum. Unter mir liegt, schöner, als es je an der Riviera sein kann, der heute blaue Beaglekanal, da rinnt der Italia, da der Francesgletscher, unser Freund, mit der schönen geschützten Bucht, in der wir Indianer waren. Ich schaue auf meine Uhr, wir sind schon wieder viele Stunden in der Luft.

Noch einmal werfe ich einen Blick um mich herum, sehe den Carmiento, den Buckland in der Ferne, dahinter schimmert der Stille Ozean, sehe nach Osten zu dem Atlantik, wo das Feuerland aufhört, sehe im Süden das Kap Horn — praktisch genommen, übersehe ich eigentlich das ganze Feuerland an diesem Lage und aus dieser Kondorhöhe. Doch im Nordwesten braut sich wieder was zusammen, dicke Wolkenballen jagen schon heran, ich drehe ab, ostwärts den Kurs.

Plötzlich torfeln wir wieder wie wahnsinnig, nachdem wir heute stundenlang ruhig geschwebt haben, wir haben die Wetterscheide zwischen Darwinfordillere und Valdiviakette erreicht. Ich drücke die Maschine, soviel ich kann, und lasse sie der Erde zurasen.

Da liegt auch schon das kleine Ushuaia unter mir, ich gehe ganz tief herunter und umkreise den kleinen Ort wieder und wieder. Die ganze Bevölkerung steht draußen und jubelt uns zu, die Gouverneursgattin winkt schon mit leuchtendem roten Klatschmohn, dem Stolz ihres Gartchens hier am Ende der Welt. Nun gleite ich hinab, sanft setzen die Schwimmer auf.

Dreblow und ich fallen uns in die Arme; das heute war der Höhepunkt bisher in unserm Leben!



Nach einer Zeichnung von R. Giefner jun.

Deutsche ohne Deutschland.

Von Otto Heuschele.

Wir, die wir vom Schicksal ausersehen wurden, Zeitgenossen einer Weltwende und einer ebenso umfassenden Wende im Leben unseres Volkes und unserer Nation zu sein, wir blicken in der Stunde, darin wir nun stehen, nicht nur mit leuchtenden Augen in die Zukunft, für welche wir leben und wirken dürfen, wir sollen und wollen auch zurückblicken in die Vergangenheit, in der sich das deutsche Werden vollzog. Es ist ein schwerer Weg, den das deutsche Volk ging, den die einzelnen gehen mußten, bis die Stämme zum Volk, das Volk zur Nation und der Staatenbund zum Reich geschlossen werden konnte in unserer Stunde. Ungeheuerlich sind die Opfer, die das Volk und die stellvertretenden Einzelnen bringen mußten, ehe die Stunde des „Reiches“ anbrach. Aber wir wissen es: Kein dauerndes Gebilde kann entstehen, für das nicht Opfer gebracht worden wären. Und der Deutsche, dessen Welt-schicksal von jeher ein tragisches war, muß diese Opfer in doppeltem Maße bringen.

Wunderbar geeignet scheint dieses „Volk der Mitte“ an Kräften aller Art, an geistigen und an materiellen, ungeahnte Möglichkeiten sind ihm gegeben. Je und je erlebt es diese unsagbaren und wunderbaren Aufschwünge in seiner Geschichte, je und je aber auch diese furchtbaren Niederbrüche ins Dunkel. Aber das ist sein Schicksal. Zu diesem Schicksal scheint es auch zu gehören, daß es seine großen Menschen nur selten erkennt, daß es seine Führer, die ihm kühn und groß voranstürmen, nicht sieht, weil es blind ist für alles Außerordentliche. Zu anderen Stunden aber geschieht es, daß es die Stimme seiner Propheten nicht hört und in die Irre tappt. Daß es seine Großen opfert oder an dem Schicksal zugrunde gehen läßt, das aber gehört zu dem wunderbaren Schicksal der Deutschen. Es hat keinen Sinn, darüber traurig zu sein,

keinen, darüber zu richten. Daß wir an unser Schicksal, an unsern Stern und unsere Sendung glauben, ist alles!

Daß große Deutsche ohne Deutschland waren, trotzdem sie das „Reich“ in sich trugen als eine unsichtbare Gründung, das wissen wir. Wir wissen um viel zu viele solcher schweren Schicksale großer Deutscher, die vom Volk verkannt, verachtet, übersehen, verlacht, gescholten und verfemt wurden, obwohl sie das Heil der Nation wollten mit ihrer letzten Kraft. Hat man nicht ihrer viele bis hart an die Selbstopferung und andere tatsächlich in den Untergang getrieben? Hat man nicht auf allen Lebensebenen diese Helden, diese Geopferten getroffen? Wurde nicht Heinrich von Kleist um seiner Liebe zum Vaterland willen in den Tod getrieben? Und wie viele andere große Patrioten strafte man um ihrer Liebe zum Vaterland willen? Wer denkt nicht an Ernst Moritz Arndt, an die Gebrüder Grimm und wie sie alle heißen, die man nach den Freiheitskriegen, weil sie für das Reich kämpften, aus Amt und Stellung rief! Hat man nicht Friedrich List, von dem hernach noch gesprochen werden soll, in die Verzweiflung und in den Tod getrieben, weil man seine Ideen vom Reich nicht begriff? Hat man, um auf ein anderes Gebiet überzugehen, nicht Noth gescholten um seiner mutigen Tat im Jahr 1812 willen? Und in unseren Zeiten durfte ein Jahrzehnt lang der Opfertod Albert Leo Schlagers von den Zeitgenossen, denen der Sinn des Opfertodes fremd geworden war, besudelt werden. Stand nicht selbst der Führer des Neuen Reiches zehn Jahre lang verachtet, verfemt und gehaßt, ja zuletzt selbst von den Patrioten nicht verstanden, mit Deutschen im Kampf für Deutschland? Unzählige Deutsche standen ohne Deutschland. Oder um noch einmal auf ein anderes Feld überzugehen: Hat man nicht

Robert Mayer um seiner Ideen willen ins Irrenhaus gesteckt, und wie lange mußte ein Graf Zeppelin mit den bürgerlichen Widerständen kämpfen, bis man an ihn und an sein Werk glaubte? Genug, genug, ich mußte die Seiten dieses Heftes füllen, wollte ich die Namen aller tragisch geopfert Deutschen aufrufen. Ich glaube, es wird nie anders werden in diesem Volke. Aber wenn es dann einmal seine Helden gefunden hat, dann sollte man glauben, es würde sie nie mehr lassen. Aber auch dem ist nicht so. Immer wieder müssen die großen Notzeiten kommen, damit dieses Volk seine großen Toten hereinruft, daß sie unter ihm leben, daß sie mit den Lebenden in die Kampffreiheit treten für das deutsche Schicksal, für das Reich.

Es gibt in der Geschichte keine Zufälle. Alles ist notwendig. So auch das Erscheinen zweier großer Werke, die der Gestalt Friedrich List's, des tragischen Deutschen, gewidmet sind. R. U. Meißinger beschwört in seinem Werk „Friedrich List“ (Paul List, Verlag, Leipzig) die Gestalt des Kämpfers mit den Mitteln der neuen Darstellungskunst. Nicht in dürre Gelehrtenmanier, aber auch nicht in absolut freier Erzählung, sondern indem er den geschichtlichen Stoff zu einer lebendigen Gesamtgestaltung verarbeitet, löst der Verfasser die nicht eben einfache Aufgabe. Er zeigt List's Kampf mit der Zeit und den Widerständen, welche ihm aus der Zeit entgegen gestellt wurden, er zeigt aber auch die Abgründe seiner eigenen Natur und seines Charakters in klaren Zügen auf. Immer wieder wird dieser Mann bis hart an sein Ziel herangeführt, aber immer wieder scheitert er — sei es, daß er nicht warten kann, sei es, daß er mit ungeeigneten Mitteln kämpft, sei es, daß er die Ränke, die gegen ihn gesponnen werden, übersieht, sei es endlich, daß Geister minderen Ranges mit allen Mitteln ihn „unschädlich“ zu machen versuchen. Ausgestattet mit den Kräften des Führers und des Propheten, aber gehemmt durch eine völlig unheroische Zeit, in die er hineingeboren war, mußte sein Lebenslauf notwendig tragisch enden. In sich die Idee der Nation und des Reiches tragend, ist ihm jede Möglichkeit, diese Idee zu verwirklichen, geraubt. List ist eine schicksalige und eine tragische Gestalt, das lehrt uns dieses Buch. Wir, die wir sein Leben hier nachleben, möchten ihm auf jeder Station zurufen, damit er nicht in sein Unheil eile; aber es gibt bei ihm kein Halten. Er ist ein vom Dämon Getriebener wie jedes Genie. Meißinger ist es in seinem wertvollen Buche gelungen, den Lebensablauf und die Werkgestaltung derart lebendig darzustellen, daß wir bis zur eigenen Erschütterung in die Tragödie selbst mit hineingegriffen werden. Sein Buch ist nicht nur das beste, das wir über List besitzen, es ist auch eines der wertvollsten Werke, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Biographie erschienen sind.

Das „Problem List“, das schicksalsmäßige wie das eigenpersönliche und charakterliche, ist in Meißingers Werk klarer, plastischer, notwendiger herausgearbeitet als in dem Roman „Ein Deutscher ohne Deutschland“ (Paul Zsolnay, Verlag, Wien), in dem Walter von Molo Leben und Schicksal, Größe und Verhängnis Friedrich List's darstellt. Molo's Werk, das als Ganzes nicht ohne Größe ist, bringt den Helden List im Zusammenhang mit seiner Zeit, seiner Familie, seiner Welt und sucht in zahlreichen, zum Teil durchaus dichterischen Szenen, die die Gestalt und den Charakter List's dem Leser ebenso lebendig nahebringen wie die Zeit selber, das Schicksalhafte von List's Leben darzustellen. Als Einwand könnte jedoch die Tatsache erhoben werden, daß es dem Roman da und dort an der notwendigen Konzentration mangle, daß das Dämonische in List's Charakter nicht genügend in Erscheinung tritt. Die Notwendigkeit des Untergangs und das Getriebensein auf seiner Bahn ist meinem Gefühl nach nicht stark genug

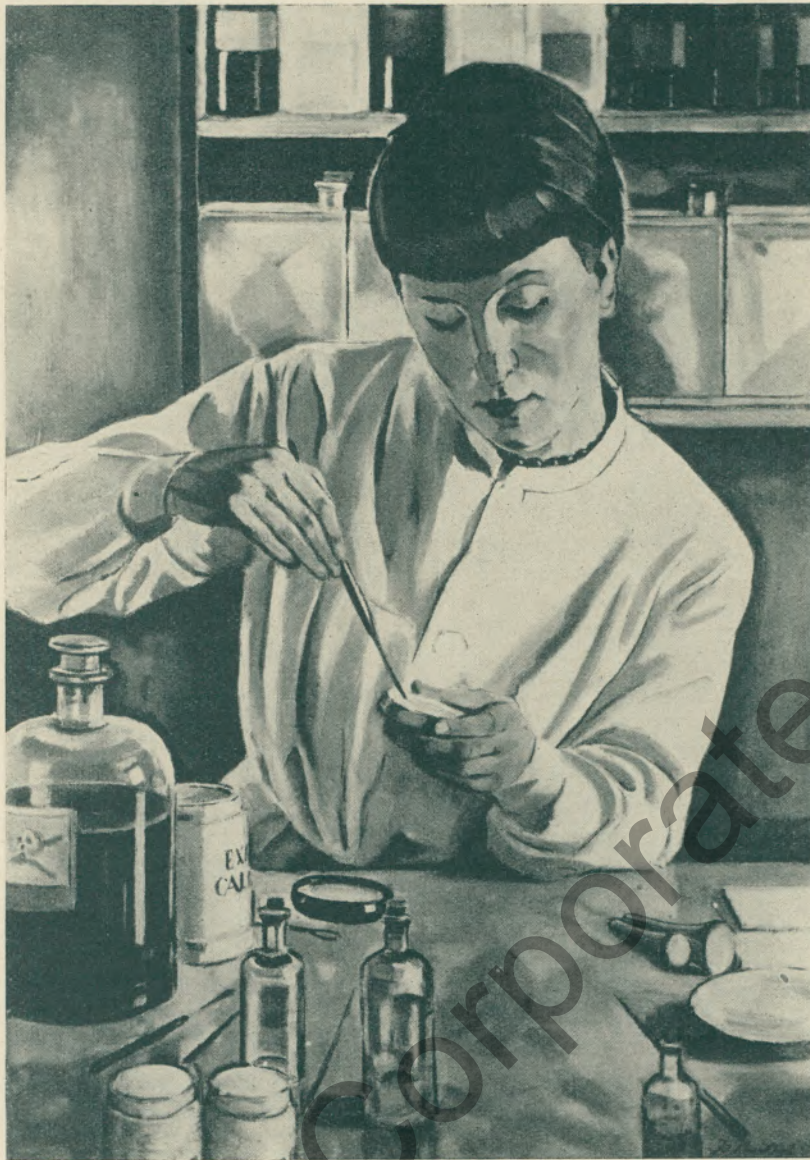
betont. Das mag wohl eine künstlerische Absicht des Dichters sein, und es hindert uns keinesfalls, ihm für seine Dichtung dankbar zu sein. Kein Deutscher wird den Roman in dieser Zeit, in der uns das deutsche Schicksal wieder so offenbar geworden ist, ohne starke Erschütterung aus den Händen legen.

Eine andere Art von „Deutschen ohne Deutschland“ stellt der schwäbische Dichter Ludwig Fincß in seinem Buch „Der göttliche Ruf“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) dar. Die Leser dieser Hefte wurden bereits durch ausgewählte Proben mit dem Werke bekannt gemacht, in dem der Dichter das heroische Schicksal Robert Mayers nachgestaltet⁶. In Robert Mayer ehren wir den genialen Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Energie. Er ist einer jener großen Deutschen, dessen sich die Nation heute rühmt, während sie ihn zu Lebzeiten ins Irrenhaus steckte, eben um jener Idee willen, die dazu beitrug, das Weltbild zu ändern. Versöhnend mag in seinem Falle wenigstens erscheinen, daß er die Anerkennung seiner Entdeckung noch erleben durfte. Besonders tragisch aber ist bei ihm die Tatsache, daß seine Ideen immer wieder von anderen aufgegriffen wurden, die mit seinen Entdeckungen und seinen Gedanken Ruhm und Anerkennung fanden, während er, der erste in der Erkenntnis des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, der letzte war, der von der Wissenschaft und vom Volke dafür bedankt wurde. Ludwig Fincß, der, wie Robert Mayer selbst, Apothekersohn und Arzt ist, gelang es, die Gestalt seines Helden, sein Leben und sein Kämpfen, sein Schicksal und sein Verhängnis menschlich ergreifend darzustellen. Er hat, das historisch gegebene Material benutzend, ein Heldenepos in Prosa geschaffen, das uns zu Robert Mayer führt, das uns vertraut macht mit einem mühen, zähen, unerbittlichen und kompromißlosen Kämpfer und Geisteshelden, der, hart an den Abgrund getrieben, sein Werk dennoch zu Ende führt, weil er sicher ist in seinem Glauben an sich und sein Schicksal, an Gott und sein Volk. Ein solches Buch ist außerhalb der Literatur zu betrachten, es ist vom Menschen her zu werten. Als solches verpflichtet es uns zu Dank und Ehrfurcht. Das Buch ist fähig, uns aufzurütteln, daß jeder an seinem Teil gleich heldisch, gleich unerbittlich seiner Arbeit lebe, welche es immer auch sein möge. Es lehrt uns, daß es nur einen Adel gibt: den, der erkaufte wird durch die Leistung und das Opfer, das ein jeder für die Gemeinschaft bringt. Wer Wesentliches leisten will, wird immer ein schweres Leben zu führen haben, zumindest, wenn er ein Deutscher ist. Es gehört zu unserm Schicksal. Ein Schicksal aber soll immer heroisch bejaht werden, dann erst wird es Früchte tragen, die unvergänglich sind. Wer aber einmal durch die Darstellung eines solchen Lebens und Schicksals zuinnerst erschüttert wurde, der sollte, so meine ich, für die Größe und die Schicksaligkeit im Menschenleben hellhörig und empfänglich werden. Er sollte zumindest eines lernen: daß das schöpferische Leben sich allzeit in einer Ebene abspielt, die unserm Verstand allein nicht zugänglich ist, die vielmehr unsern ganzen Menschen und unsere ganze Hingabebereitschaft erfordert. Man verstehe mich richtig: Ich spreche hier nicht gegen den Verstand, ich rede auch keinem uferlosen Irrationalismus das Wort; sondern möchte auf jene schöpferischen Urquellen des menschlichen Wesens hindeuten, die eben nur dadurch erfahren werden können, daß in uns selbst neben dem Verstand noch das Erlebnis, der Glaube an das Außerordentliche und die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen wach sind. Diese Erkenntnis gilt, gleich ob es sich um dichterische, geistige und künstlerische Lebenswerke handelt oder aber um Entdeckungen und Erfindungen oder endlich um das gleichnishafte Kämpfen und Sichopfern einzelner für die Gemeinschaft.

⁶ Vgl. „Ein Deutscher ohne Deutschland“. Achtehn Ausschnitte aus einem Friedrich-List-Roman von Walter von Molo. „Das Werk“, Oktober 1931, S. 439—446.

⁷ Vgl. „Das Werk“, Maiheft 1933, S. 199—205.

Chemiestudentin.
Gemälde
von R. Birnstengel.



Richtige Ernährung.

Von Paula Schulz-Prus.

„Richtige“? wird mancher sagen bei dem Gedanken an die vielen sich widersprechenden Meinungen. „Wo ist da die Wahrheit? Wir wollen lieber beim Gewohnten bleiben, es schmeckt uns am besten und hat weder unseren Eltern noch uns geschadet.“ Wer sich nicht wirklich eingehend mit der Ernährung der letzten dreißig bis vierzig Jahre befaßt hat, seine wenigen Kenntnisse vielleicht auch noch unberufenen Verkündern, einseitigen Sanatifiern, Sekten oder „Richtungen“ verdankt, könnte so denken. Außerdem ist es schwer, generationenlang gepflegte Gewohnheiten, liebgewordene Neigungen aufzugeben. Auch hier tritt das Beharrungsvermögen in Kraft, wenn nicht ein besonders schwerwiegender Anstoß es überwindet. Oft besteht er in einer Warnung durch Krankheit, und es ist schon ein Glück, wenn die Ursache erkannt und der Zustand durch richtig gewählte Nahrung ausgeglichen werden kann. Viel öfter jedoch wird der Zusammenhang zwischen Ernährung und Krankheit nicht erkannt, weil Ursache und Wirkung zeitlich weit auseinanderliegen. Bei Ernährungsschäden handelt es sich nicht um eine sofort bemerkbare grobe Verfehlung, sondern um die Summe langjährig zugefügter kleiner Schäden, die heimlich und verborgen, unüberschaubar und ganz allmählich

ihr zerstörendes Werk verrichten. Zudem sind die Ernährungsschäden durchaus nicht auf die Verdauungsorgane beschränkt, sondern sie befallen Organe, die von diesen weit ab liegen und mit der Verarbeitung der Nahrung nichts zu tun haben. Die Ernährungsvorgänge sind von unvorstellbarer Kompliziertheit beim Gesunden und noch mehr beim Kranken, darum blieb selbst die exakte Ernährungsforschung in ihren Anfängen nicht frei von sich widersprechenden Ergebnissen; denn Versuche auf diesem Gebiete müssen über eine sehr lange Zeit hin durchgeführt werden.

Wichtige Erkenntnisse verdanken wir der Beriberi-Krankheit, die durch Fehlen wichtiger Nährstoffe entsteht. Sie äußert sich in einer Entartung des ganzen Nervengewebes, Herzschwäche, gestörtem Blutkreislauf, Entartung aller drüsigen Organe, kurz, in einem sehr vielseitigen Krankheitsbilde. Beriberi kommt zwar bei uns in einem so ausgesprochenen Bilde nicht vor, aber ein Blick auf unsere Krankheiten und unsere Ernährung zeigt, daß da etwas nicht stimmt. Unsere sogenannte „gemischte Kost“ ist zwar vielseitiger als die einseitige Nahrung der Reis essenden Völker, aber damit sind auch die Fehler zahlreicher und vielseitiger geworden. Wir wissen, daß es bei Beriberi nicht auf Vielseitigkeit

ankam, daß allein das Fehlen oder der Zusatz des winzigen Samenhäutchens und des Keimes Mangelnahrung oder Vollnahrung erzeugte. Die Zunahme der Stoffwechselkrankheiten, die Störungen des Herzens, der drüsigen Organe, die Zunahme des Krebses als einer ausgesprochenen Zivilisationskrankheit zeigen nach den Erfahrungen mit Beriberi deutlich, daß ein Zusammenhang mit der Ernährung bestehen muß, auch wenn die Krankheitsbilder bei uns durch die Häufung vieler verschiedener Ursachen und Schädlichkeiten oft dunkler und verschwommener sind. — Der Mensch kann sich nicht ungestraft von der Natur entfernen, Instinkt und Sicherheit gehen verloren. Darum merken wir heute kaum die große Veränderung und Entwertung, in der selbst die naturgeschaffenen Nahrungsmittel in unsere Hand kommen. Aus der Nah- und der Einzelversorgung ist die Fern- und die Massenversorgung der angewachsenen Städte geworden; die technischen Verkehrsmittel ermöglichen den Großhandel, der mit Konservierung durch technische und chemische Mittel arbeiten muß, um große Vorratsmengen leicht transportfähig und über das naturgegebene Maß hinaus haltbar zu machen. Darum schafft die Hochmüllerei statt Vollkornmehl weißes Mehl, dem wichtigste Stoffe fehlen, das zur Erreichung größter Weißheit auch noch gechlort ist (dadurch restlose Vernichtung sämtlicher Vitamine). Wir kaufen weißen geblauten Zucker, der nicht wie der braune Rohzucker noch Basen und Mineralstoffe enthält. Früchte und Konserven werden geschwefelt, denaturiert, mit Saccharin, Säuren und künstlichem Aroma behandelt, um ihnen Haltbarkeit und Ansehen zu verleihen. Gemüse und Früchte werden in überdüngtem Boden zu ungesundem Wachstum angeregt; wohin wir sehen, künstliche, d. h. naturwidrige Eingriffe, weil in unserer materialistischen Zeit die Achtung vor dem einfachen, naturgeschaffenen Nahrungsmittel verlorengegangen ist. Von einer instinktbestimmten, freien Nahrungswahl kann also nicht geredet werden. Unsere Vorfahren haben bestimmt anders gelebt; es ist ein großer Irrtum, immer von altbewährter Lebensweise zu sprechen, wo wir bei unserer Ernährung ganz offensichtlich an den Folgen des „Fortschritts“ in der Zivilisation und Technik leiden.

Wie sollen wir uns ernähren? Wir wissen, daß wir nicht an Unterernährung, eher an Über-, bestimmt aber an Fehlernährung leiden. Wir wissen, daß der Mangel bestimmter Stoffe schwere Gefährdung bringt, daß wir die Vitamine und die Mineralstoffe (fälschlich „Nährsalze“ genannt) unbedingt nötig haben. Wir wissen noch längst nicht alles über diese Stoffe, aber wir wissen, daß kleine Mengen große Wirkungen haben, daß sie im Verborgenen wirken und daß wir viele noch nicht in Retorte und Mikroskop haben fangen können. Die Vitamine werden durch das Sonnenlicht nur in der Pflanze gebildet. Bircher-Benner, Zürich, nennt sie bezeichnend Sonnenenergie, in der Pflanze aufgespeichertes, umgeformtes Sonnenlicht. Er nimmt an, daß die Lichtschwingungen in angeregte Zustände der Elektronenbahnen in den Atomen und in den Molekülen übergehen. Die Vitamine sind keine „Stoffe“, sondern besondere Energieinhalte der Stoffe. Darum gelingt ihre Isolierung und Darstellung als Stoffe nicht; „angeregte Zustände“ lassen sich nicht festhalten, sie haben in sich selbst den Drang, wieder in den Ruhezustand zurückzukehren und die ausgegangenen Lichtstrahlen (Energie) wieder abzugeben. Dieses Ziel wird bei höherer Temperatur schneller erreicht als bei normaler (daher verstehen wir, warum uns die Vitamine so schnell aus dem Kochtopf verschwinden), auch längeres Lagern und Austrocknen ist einigen Vitaminen schädlich. Je kürzer der Weg vom Sonnenlichtgehalt der Nahrung zu uns, um so besser und vollwertiger ist die Nahrung. Daraus ergibt sich eindeutig, daß wir sie möglichst unverkünstelt lassen und in einem Teil unserer Nahrung, in Früchten und Gemüse,

roh essen sollen. Interessant ist, daß die Anschauung Bircher-Benners übereinstimmt mit Entdeckungen der modernen Physik. Lakhovsky, Paris, sagt über die Schwingungstheorie, daß alles Lebende Schwingungen ausstrahlt, „schwingende Energie“. Lakhovsky hält die Zelle für einen elektromagnetischen Resonator, fähig, Schwingungen von sehr hoher Frequenz auszusenden und zu empfangen; er glaubt, hier einen Zugang zu finden zum Wesen von Gesundheit und Krankheit. Der Mißbrauch gekochter Speisen, besonders von Fleisch und Fisch, sei schädlich, er führe zur Ansammlung von Abfallstoffen in den Zellen, die dadurch in ihren normalen Schwingungen behindert würden; Zellstörungen, physiologische Degenerationserscheinungen, vorzeitige Alterssymptome seien die Folge. Er empfiehlt, einen Teil lebendiger Substanz in Form von Rohkost der Nahrung beizufügen. Es ist nachgewiesen (Gurewitsch und Frank), daß Zwiebeln eine Strahlung aussenden, die mittels Spektroskops mit den ultravioletten Strahlen identifiziert worden ist. Lakhovsky glaubt, daß die Zwiebel diese Eigenschaft mit einer großen Zahl anderer Pflanzen teilt. Er weist darauf hin, daß manche südlichen Völker ihren kranken Kindern Zwiebelketten um den Hals hängen, und daß diese intuitive Heilweise scheinbar Daseinsberechtigung habe. Er glaubt, daß durch die tägliche Beigabe von roher Nahrung, besonders auch von Zwiebeln, zahlreiche Krankheiten vermieden und geheilt werden könnten, wahrscheinlich auch der Krebs eine seltenere Krankheit werden würde.

Zu den notwendigen Nährstoffen gehören auch die Mineralstoffe. Dieses so schwierige Gebiet war lange ungeklärt und umstritten, aber Ragnar Berg hat auch hier in jahrzehntelangen Versuchen Grundlegendes aufgedeckt. Die Mineralstofflehre ist außerordentlich verwickelt, sie kann hier nur in groben Umrissen angedeutet werden. Wir wissen, daß die Mineralstoffe eine wichtige entscheidende Arbeit am Körperaufbau leisten. Sie gliedern sich in Säuren und Basen (Laugen). Sie haben entgegengesetzte Eigenschaften und streben danach, sich zu vereinigen. Durch ihre Vereinigung entsteht ein Salz, das weder sauer noch basisch, sondern neutral ist. Durch das Bestreben der Säuren und Basen, sich zu vereinigen, also nach Neutralisation, entsteht ein mächtiges chemisches Leben in den Geweben und Flüssigkeiten der Körperzellen, denn frei, d. h. ungebunden, dürfen die Basen und Säuren im Körper nicht sein, sie würden wie starke, ätzende Gifte wirken und das Zellenleben vernichten. Darum ist der Organismus dauernd bemüht, sie sofort nach ihrer Entstehung zu einem Salz zu verbinden, das dann wasserlöslich ist und ausgeschieden werden kann (durch Darm, Niere, Haut). Je mehr Säuren dem Körper in der Nahrung zugeführt werden (durch Fleisch, Käse, Ei, Hülsenfrüchte, abgebrühte Gemüse!), um so mehr Basen werden gebraucht, damit die Säuren ausgeschieden werden können. Sind nun nicht genug Basen in der Nahrung vorhanden, was bei der unrichtig gewählten Durchschnittsnahrung meistens der Fall ist, gerät der Organismus in Not. Er hilft sich eine Zeitlang, indem er Eiweiß abbaut und eine Hilfsbase bildet, das Ammoniak. Nun kann ein Teil der Säuren mit Ammoniak neutralisiert werden, aber die Bildung von Ammoniak wird mit vermehrtem Eiweißzerfall bezahlt — wodurch wieder Säuren frei werden. Ragnar Berg hat den Nachweis erbracht, daß der Eiweißbedarf mit dem mineralischen Säureüberschuß steigt bis über das Mehrfache des normalen Bedarfs; daß dieser Mehrverbrauch an Eiweiß aber nichts zu tun hat mit dem Körperaufbau, sondern einerseits mit der Bildung von Ammoniak verbraucht wird und andererseits wieder den Säureüberschuß steigert. — Die Ammoniakbildung ist also nicht ein Abwehrsymptom, sondern bereits eine Krankheitserscheinung. Der normale Ablauf der Eiweißverwertung wird bei Säureüberschuß also gestört und in falsche Bahnen gelenkt, wobei eine Menge Nebenprodukte



Auf dem
Wochenmarkt.
Lichtbild: Erich Keglaff.

entstehen, die sonst gar nicht oder in geringer Menge zu entstehen pflegen, und die teilweise für die Gesundheit sehr schädlich sind, wie z. B. die Harnsäure. Diese kann in den Körpergeweben abgelagert werden und überall verteilt sein (die Gichtkranken kennen ihre Harnsäuredepots sehr genau). Die Harnsäure ist die Ursache vieler Krankheiten. Der englische Arzt Haig hat sich in jahrelangen Versuchen mit ihr beschäftigt. Er hielt sie u. a. auch für die Ursache der Migräne. Durch Versuche am eigenen Körper merkte er, daß ein Migräneanfall dann kam, wenn Harnsäure ins Blut gelangte, was der Fall war, wenn man Basen gab. Entzog man diese oder gab man Säuren, so konnte die Harnsäure im Blut nicht ausgeschieden werden, sie wurde in die Gelenke, Knochenhäute, Knorpel und das Bindegewebe zurückgeworfen. Das Blut wurde dann zwar wieder frei, und die Krankheitserscheinungen waren verschwunden, aber nur: die Erscheinungen, nicht die Krankheit und ihre Ursache. Daraus ließe sich erklären, warum die säurehaltigen Migränemittel, starker Kaffee, Migränin, Salizyl, Aspirin usw. usw., „helfen“, es ist der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben. Es wird auch verständlich, daß Menschen mit übersäuertem Organismus beim Übergang zu einer eiweißarmen, basenreichen Kost unangenehme Zustände durchmachen müssen, und daß es dann heißt, die neue Ernährung sei schlecht ver-

träglich, die „altbewährte“ Kost doch die bekömmlichste. Schon Lahmann hatte beobachtet, daß oft erst im Verlauf einer Kur scheinbar örtliche Störungen auftraten, er sprach von Ausscheidungskrisen. Dieser bedeutende Arzt war seiner Zeit in Ernährungsfragen jahrzehntelang voraus; die kochsalzarme Diät (heute die moderne „Gerson-Diät“) hat Lahmann schon vor dreißig Jahren angewandt, er hat auch auf die Wichtigkeit der Mineralstoffe hingewiesen, aber er teilte mit anderen verdienstvollen Ernährungsforschern das Los, als Außenseiter zu gelten. Nach Haig gibt es verschiedene Gruppen von Harnsäurekrankheiten; während die eine in einer Harnsäureanreicherung der Gewebe besteht, liegt die andere in einer Harnsäureüberladung des Blutes. Bei der letzteren nennt Haig einen Zustand, bei dem Säuren und Basen sich die Waage halten, Kollämie. Er kam bei seinen Beobachtungen zu dem Schluß, daß die Harnsäure dabei in einen kolloiden (gallertartigen) Zustand übergehe. Wenn diese Kolloidmassen in den Blutstrom treten (der Volksmund spricht von dickem Blut), entsteht, wie durch auf einem Flusse treibende Eisschollen, starke Hemmung der Strömungsgeschwindigkeit, vor allem im Kapillarkreislauf (das sind feinste Röhrchen von etwa ein Hundertstel Millimeter Durchmesser). Von der Geschwindigkeit, mit der das Blut durch die Kapillaren fließt, hängt es aber ab, wieviel Sauer-

stoff und Nährstoffe die Gewebezellen erhalten und wieviel Kohlenäure und Abfallstoffe (Schlacken) sie aus dem Blut zurücknehmen können. Durch eine Störung im Blutkreislauf tritt eine Schädigung aller Organe ein, besonders auch des Herzens, das eine erhöhte Pumpkraft aufbringen muß. — Eine basenarme Ernährung führt aber auch zu weiteren Fehlern. Der mit Harnsäure belastete Körper hat ein unstillbares Verlangen nach Reizmitteln, nach Salz, starkem Gewürz, Fleisch, eine Bier nach Kaffee, Tee, Kakao, Schokolade (nach purinstoffhaltigen Nahrungsmitteln), aber auch nach alkoholischer Anregung. Alkoholmißbrauch und übermäßiger Fleischgenuß gehen oft Hand in Hand. Der Fleischesser und der Alkoholliebende — er braucht durchaus kein Trinker zu sein — braucht für seine Nahrung gröbere Geschmacksreize; er hat kein Empfinden für die geschmacklichen Reize des Gemüses, noch viel weniger für das feine Aroma der Rohkost, das alles ist für ihn „Gras“. Er salzt gern alle Speisen nach. Die dem Körper notwendige Menge an Salz bekommen wir mit der richtig gewählten Nahrung, auch ohne daß wir Kochsalz zugeben. Viele Völker kennen überhaupt kein Salz, obwohl sie teilweise bei den Salzsteppen wohnen; und wenn es heißt, daß Salzkriege geführt wurden, so handelt es sich um das „Genußmittel“ Salz. Es sind noch nie Schäden durch Mangel an Salz festgestellt worden, wohl aber ist reichliche Kochsalzgabe schädigend für Nerven und Herz, Gefäße und Nieren. Die Absonderung von Salzsäure im Magen kann ins Krankhafte durch sie gesteigert werden; bei Epilepsie, Haut-, Gefäß- und Nierenerkrankheiten verbietet der Arzt zuerst das Salz. Im Kriege beobachtete man, daß starker Salzgebrauch der Wundheilung entgegenwirkt. Die Kochsalzverluste im Körper sind sehr gering, daher ist wenig Zufuhr nötig. Einer der besten Kenner dieser Frage, Professor Strauß, Berlin, hält täglich 1 bis 2 Gramm für nötig. Wenn wir mehr salzen, so geschieht dies aus Gewohnheit; Kochsalz ist kein Nahrungsmittel, sondern ein Genußmittel, und wie diese alle, verführt auch das Kochsalz zum Mißbrauch. Im Heere und in öffentlichen Anstalten ist dieser Mißbrauch auf die Spitze getrieben, man kam auf 25 Gramm täglich. Lahmann hielt 3½ Gramm für die höchstzulässige Menge. Schon durch 8 Gramm wird die Eiweißausnutzung herabgesetzt, und gestört wird auch der Wasserhaushalt des Körpers, denn jedes Gramm Kochsalz hält 70 Gramm Wasser zurück. Bei der Rohkost verlernt man das gewohnheitsmäßige Salzen ganz von selbst, da sie salzreich und aromatisch genug ist.

Die Zubereitung der Nahrungsmittel ist nicht ohne Einfluß auf sie. Der Säureüberschuß des Fleisches steigert sich beim Braten und Kochen. Ganz verderblich ist das Abbrühen der Gemüse! Auch das basenreichste Gemüse verliert dabei seine Basen und wird säureüberschüssig. Wir essen es aber seiner Basen wegen und machen es mit dem Abbrühen zum Schädling! Lang andauerndes Erhitzen wirkt selbst bei nur 50 bis 60 Grad zerstörend auf die Vitamine, Aufwärmen und Warmstellen ist daher besonders ungünstig. Mit Mehl „angereicherte“ Gemüse und Saucen machen diese nicht besser, da alle Mehlsorten, außer dem Kartoffelmehl, Säureüberschuß enthalten. Wichtig ist, das Gemüse nur in etwas Fett und im eigenen Saft zu dünsten; es ist viel kürzere Zeit dazu nötig, als man früher meinte. Selbst die Kohlarten werden auf diese Weise schnell gar und gelöst, und Geschmacks- und Nährwerte bleiben erhalten. An dieser Stelle muß auf die Kartoffel hingewiesen werden, die einen großen Basenüberschuß aufweist. In ihr haben wir ein vorteilhaft zusammengesetztes und billiges Nahrungsmittel, ein wahres Gottesgeschenk für die Völker der gemäßigten Zone, das Sommer und Winter zur Verfügung steht. Ihr Basenreichtum, ihr Eiweißgehalt und ihre Vitamine, die selbst das Kochen überstehen, ihre Leichtverdaulichkeit machen sie zu einem unschätzbaren Wertgegenstand in unserer Ernährung.

Ihr reichlicher Genuß erhält unsere Gesundheit und Spannkraft und ist imstande, manche Fehler in der Ernährung wieder auszugleichen. Nur weil sie in reichlicher Menge vorhanden und billig ist, wird sie nicht genügend geachtet. Allerdings soll man Wert legen auf gute und gut gelagerte Sorten; auch die Düngung ist von großem Einfluß. Kartoffeln mit sogenannter biologischer Düngung zeichnen sich durch großen Wohlgeschmack bei langer Haltbarkeit aus. Am besten behält sie ihre Stoffe, wenn sie in der Schale im Dampf gekocht oder im Ofen gebacken wird. Aus allem geht hervor, daß mit unserer Nahrung dem Organismus, wenn er dauernd gesund sein soll, mehr Basen zugeführt werden müssen als Säuren, damit diese mehr als neutralisiert werden können.

Mancher wird denken: was bleibt denn noch übrig? Die Vitamine verschwinden im Kochtopf; beim Abbrühen der Gemüse bedrohen uns die Säuren; alles, was gut schmeckt, ist sowieso verboten, so schädlich kann das alles doch nicht sein. — Die Wirklichkeit zeigt aber ein unbarmherziges Bild, wenn man nach ganz gesunden und leistungsfähigen Menschen über 45 sucht. Aber nur kein Verzagen! In Wirklichkeit ist eine richtige Ernährung nicht schwierig; es gilt nur, sich von alten, schlechten Gewohnheiten frei zu machen, was ganz leicht ist, wenn man die Gründe für die neuen, besseren kennt. Darum muß man sich mit der neuen Ernährungslehre gründlich bekannt machen, um zu wissen, auf was es ankommt. Und das soll auch der Mann tun. Es nützt nämlich nicht das beste Wissen, Wollen und Können der Frau in diesen Dingen, wenn der Mann, wie wohl meistens, den Speisezettel bestimmt. Er braucht diese Arbeit nicht in positivem Sinne zu leisten, meist wird das Urteil über ein Gericht mehr in ablehnender Gebärde gesprochen. Würde er die Ernährung als Krankheitsursache und als Heilmittel kennen, würde er die Verirrung seiner Geschmacksnerven ahnen, so würde er gewiß oft sein Urteil prüfen und ändern. Die Unkenntnis vieler Menschen über die Lebensvorgänge ist auch die Ursache, weshalb die Ärzte sich häufig scheuen, eine durchgreifende Änderung der Ernährung zu verordnen. Sie stoßen beim Patienten auf gereizten Widerstand, als würde er seiner heiligsten Rechte beraubt. Will er doch selbst nichts für seine Gesundheit leisten; der Arzt soll ihm etwas verschreiben, das aus der Apotheke zu holen ist und das die Gesundheit wieder herstellt. Zur Erhaltung und Erwerbung der Gesundheit gehören aber vor allem eigene geduldige Arbeit und Selbstzucht. — Neben den Leuten, die selbst nichts für ihre Gesundheit tun wollen, außer vielleicht aus Gründen der Mode, was meist auf Schädigung herauskommt, gibt es solche, die sich mit nichts anderem als mit ihrer Gesundheit beschäftigen, dauernd bemüht sind, irgendwas Gesundes zu tun, Vitamine zu essen, Harnsäure auszuscheiden, zu festschern, die kosmischen Strahlen, den Erdmagnetismus usw. soviel wie möglich aufzusaugen, die ständig in Verbindung mit dem All bleiben wollen und doch gleich außer sich geraten, wenn sie ein Butterbrot mit uns essen sollen, weil es gegen ihr Ernährungsprinzip verstößt. Bei diesen wird alles Gute zur Übertreibung und Verrücktheit, zu einer Qual für ihre Umgebung. Die Ernährungsfrage darf nicht zum Lebensinhalt, nicht zum Fanatismus werden. Angstlichen sei zum Trost gesagt: Nicht in slavisch befolgten Regeln liegt das große Wunder des Lebens, es ist unsagbar vielfältig; nicht jede Mahlzeit muß durchaus den Anforderungen entsprechen, ein gelegentliches Über-die-Stränge-Schlagen schadet nicht, weil der gesunde Körper schnell damit fertig wird; aber die täglichen kleinen, gewohnheitsmäßigen Fehler sind verderblich. — Achtung und Ehrfurcht vor den natürlichen und unverfälschten Nahrungsmitteln soll uns die fröhliche und dankbare Erkenntnis geben, daß wir in ihnen eine herrliche Gabe empfangen haben, die dem Leben dient.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Das Himmelsfeuerwerk des 9. Oktober.

Von Dr. Ph. A. Beer.

Aus „Die Umschau in Wissenschaft und Technik“, Frankfurt a. M.

Noch begleitet es uns in lebendigster Erinnerung, das wundervolle Geschehen dieses Montagabends. Noch sehen wir sie in ihr zu Tausenden und aber Tausenden über das Dunkel des Firmamentes jagen, diese Sternschnuppen, diese Meteore — aufleuchtend, aufsprühend, verlöschend... Und schon rührt sich überall der Rechenstift, schon verarbeitet der Astronom diese tausend Zahlen und Daten, baut sie in sein Weltbild ein. Und wir alle jetzt horchen zu ihm hin, begierig der Antwort, die er auch hier auf seine Fragen an die Rätsel des Kosmos sucht, auf sein: Wohin — Woher — Warum?

Kein zahlenmäßig ist das neueste Gesamtergebnis systematischer Zählbeobachtungen für Hamburg dies: Es tauchten auf von 19 bis 20 Uhr: 400 Sternschnuppen, von 20 bis 21 Uhr: 5016, von 21 bis 22 Uhr: 7784, von 22 bis 23 Uhr: 392, von 23 bis 24 Uhr: 192 Sternschnuppen. Die auf die einzelnen Minuten und auf ein Flächengebiet von 1000 Quadratgraden — entsprechend einem Achtel der Gesamthimmelsfläche — berechnete Meteorhäufigkeit ergab sich um 20.50 Uhr zu 19, um 21 Uhr zu 40, um 21.05 Uhr zu 43, um 21.12 Uhr zu 39 und um 21.34 Uhr nur noch zu 4 Sternschnuppenfällen je Minute. Höhepunkt des Phänomens um 21.05 Uhr mit 344 Fällen je Minute. Und 13 784 als Gesamtzahl der Beobachtungen zwischen 19 und 24 Uhr — rund also und endgültig: nicht weniger als 14 000 Sternschnuppenfälle.

Die Zahlen wären somit „unter Dach“. Und ihre Folgerungen? Eigenartig-reizvoll zu sehen, wie jung noch unser Wissen ist um Ursprung und Wesen der Meteormaterie.

Vor mir liegt eine kleine halbvergiltete Broschüre mit dem Titel: „Die Sternschnuppen sind Steine aus dem Monde, welche um unsere Erde herumfliegen.“ Und darüber kleingedruckt als Motto: „Der Mond ist ein unartiger Nachbar, daß er die Erde mit Steinen begrüßt.“ Gedruckt als Handschrift, Düsseldorf 1834. Verfasser J. F. Benzenberg, übrigens ein bedeutender Physiker. Fünfunddreißig Jahre vorher starb Georg Christoph Lichtenberg, der einmal schrieb: „Ich finde die Sache immer sehr schwer und unverständlich, aber gerade deswegen wichtig... es ist doch allerdings merkwürdig, daß sie nicht an der Erde entstehen, Gott bewahre, daß an unsere Erde je solche Feuer fliegen sollten, die in einer Sekunde fünf Meilen zurücklegen. Wenigstens wünschte ich nicht, daß mir je so etwas an den Kopf fliege.“

So vor nur hundertfünfunddreißig Jahren. Nun, inzwischen ist das Problem der „fallenden Sterne“ schon in solidester Weise in das Grundgerüst unseres modernen astronomischen Weltbildes eingebaut worden. Von den „Mondsteinen“ hatte man sich schon reichlich lang verabschiedet. Jetzt aber, besonders auf Grund der maßgeblichen Forschungen des deutschen Astronomen Hoffmeister, entläßt man sie auch aus planetarer Nachbarschaft und verweist ihre letzte Herkunft in den fernen Sternerraum.

Jedem Naturfreund wird sich zunächst gleich der Unterschied zwischen „Sternschnuppen“ und „Feuerkugeln“ aufdrängen: die ersteren lichtschwächer und rascher bewegt, meist kürzer aufleuchtend als eine Sekunde, und die letzteren, gewaltig bis zu gelegentlich als taghell gekennzeichnete Erleuchtung, oft mit minutenlang nachleuchtendem Schweif, explosionsartigem Verlöschen und dem Donnerrollen einer erfolgten Detonation. Zeugenschaft der gewaltigen hier mitwirkenden Massen: die heruntergekommenen Stein- und Eisenmeteorite aller Größen und Gewichte bis hinauf zu 50 t. Als verbürgt gelten dürfen bis heute wohl an die 450 Meteoritenfälle mit einem Mindestgesamtwicht von 250 000 kg. Selbstverständlich wurden alle irgend erreichbaren Meteorfunde einer genauesten chemisch-physikalischen Analyse unterzogen. Man erkannte sie dabei zu 93 % als Metalle, zu 5 % als Gesteine, zu 2 % als Gemische. Chemische Elemente wurden in diesen kosmischen Sendboten 27 auch bei uns auf Erden bekannte gefunden, so unter anderem vor allem Eisen, Nickel, Silizium, Magnesium. (Kein unbekanntes Element trat auf, nur 7 weitere irdische Stoffe erschienen ihrem Meteorvorkommen nach als zweifelhaft, und 4 fand man überhaupt nicht.) Überall im Kosmos also

herrscht im allgemeinen der gleiche Aufbau wie auf Erden — dies ist die wichtige Sprache dieser Zahlen.

Deutliche Unterschiede zwischen Sternschnuppen und Feuerkugeln zeigen vor allem die genauen Untersuchungen der Höhen und Geschwindigkeiten: die ersteren im Mittel in 132 km Höhe aufleuchtend und in 92 km Höhe verlöschend, die letzteren von 139 km bis auf 50 km herunterkommend, bei den großen Fällen mit Detonation sogar bis auf 22 km. Ermöglicht wird hier diese tiefe Durchdringung der Atmosphäre durch die so viel größeren Massen. Im übrigen ist gerade die Kleinheit der Masse bei den gewöhnlichen Sternschnuppen für diese charakteristisch und verblüffend; es handelt sich hier um wenige Gramme, ja selbst um Bruchteile von solchen. Aber auch hier — in anderem Sinne — „macht es die Masse“: Für die umfangreiche Gesamtheit der Perseiden-Sternschnuppen etwa hat man nämlich eine Gesamtmasse von rund 1 000 000 t berechnet. Die Sternschnuppengeschwindigkeiten nahmen rasch ab, so etwa von 77 km/sek in 117 km Höhe bis auf nur noch 37 km/sek in 22 km Höhe.

Da schossen nun also an jenem Montagabend 14 000 Meteore über den Himmel! Nach allen Richtungen — aber nicht ungeordnet. Streng gesetzmäßig: Rückwärts verlängert — jeder Beobachter sah dies sofort — mündeten alle ihre Bahnen in einen gemeinsamen Ausstrahlungspunkt. Wir verstehen: Ihr Auseinanderlaufen war nur ein scheinbares, ein perspektivisch geschautes — in Wirklichkeit aber ziehen alle Mitglieder eines solchen Schwärms in zweinander parallelen Bahnen durch den Raum.

Und sechs solcher Schwärme sind jedem Himmelsfreund bestens bekannt, regelmäßig werden sie an ganz bestimmten Daten wirksam, wenn auch, gemessen an unserem letzten Erleben, in recht bescheidener Weise. Benannt nach dem Sternbild, in dem ihr Ausstrahlungspunkt liegt, haben wir die Lyriden am 20. April, die Aquariden am 6. Mai, die Draconiden am 16. Juni, die Perseiden am 10. August, die Leoniden am 13. November, die Andromeden am 27. November.

Die Deutung dieser Schwärme bringt sie in Verbindung mit den — Kometen. Aufgelöst durch die vielfältigen gegenseitigen Anziehungswirkungen von Sonne und Planeten verbreiten sich die lockeren Massen einzelner Kometen längs ihrer Bahnen, die sie ja gleich den Planeten die Sonne ziehen. Dicht belegen sie ihren Himmelsweg mit ihren Trümmern, ihren Bestandteilen — mit Meteoriten, Sternschnuppen, kosmischem Staub. Der Hauptteil des Kometen bleibt als knotenartige Verdichtung, als Meteoritenwolke zurück, mit dem Ring gemeinsam seinen Sonnen-umlauf vollziehend.

Vor uns breitet sich letztes Problem: Woher kommen schließlich und letzten Endes überhaupt die Meteore als Gesamtheit, in welchem Welt-raumsgebiet entstehen sie, haben Feuerkugeln und Sternschnuppen einen gemeinsamen Ursprung und welchen?

Umfassende Forschungen von Schiaparelli, Denning, Nießl, Hoffmeister besonders, haben die kosmische Stellung der Sternschnuppen wohl endgültig geklärt. Systematische Abzählungen zu den verschiedensten Stunden und Zeiten des Jahres, vieltausendfache genaue Verfolgung von Bahnverlauf und Geschwindigkeit ergeben als Bild: Es existieren die eben skizzierten „kometarischen Ströme“, bei denen der Zusammenhang zwischen Sternschnuppen und Kometen gesichert nachgewiesen ist; sie ziehen ihre elliptischen Bahnen und kehren periodisch wieder. Die Mehrzahl der Sternschnuppen aber — bewegt in Hyperbelbahnen —, aus dem Unendlichen kommend, ins Unendliche gehend. Sie sind Fremdkörper in der Planetenwelt, Besucher aus dem interstellaren Raum, aus der Welt der Fixsterne. Und die großen Meteore, die Feuerkugeln? Auch für sie war, sogar schon früher, der hyperbolische Charakter ihrer Himmelsbahnen nachgewiesen worden. Als fremde Eindringlinge aus dem Sternerraum hatte man sie deutlich von den heimischen Sternschnuppen geschieden. Jetzt haben auch diese ihre Heimatberechtigung bei uns verloren...

Suche nach dem Geheimnis des Lebens.

Von H. Gordon Garbedian in „The Reader's Digest“, Pleasantville (Newport). — Die Ausführungen sind dem Werke „Major Mysteries of Science“ (Die größeren Geheimnisse der Wissenschaft) entnommen, das der Verfasser kürzlich unter Mitwirkung hervorragender Sachleute herausgegeben hat.

Warum werden wir krank? Warum werden wir alt? Warum sterben wir? Wir würden diese großen Rätsel lösen können, wenn es gelänge, die Antwort auf das fundamentalere, ihnen allen zugrunde liegende Problem zu finden: Warum leben wir?

Die Erklärung des Lebensprozesses ist zu einem der größten Forschungsziele moderner Naturwissenschaft geworden, und eine Schar von eifrigen Forschern bemüht sich, das Leben synthetisch im Laboratorium herzustellen. Schon sind dabei Ergebnisse erzielt worden, die anscheinend die Möglichkeit der Herstellung künstlicher Zellen, die einen Lebensfunken enthalten, beweisen. Andere Forschungen haben eine Anzahl von Biologen zur Preisgabe der Anschauung vom „natürlichen“ Tode geführt. Sie haben diese Anschauung durch die kühne Behauptung ersetzt, daß der Tod etwas „Zufälliges“ sei.

Ist ein Mensch gestorben, so bleiben erwiesenermaßen Teile seines Körpers noch stundenlang am Leben. So z. B. wachsen die Nägel nach dem Tode weiter, weil die Zellen, aus denen sie sich bilden, noch leben. Dr. S. J. Schencklin in Rußland soll es gelungen sein, den vom Rumpfe getrennten Kopf eines Hundes mehr als drei Stunden am Leben zu erhalten, während es seinem Kollegen Dr. A. Kubliak gelang, ein menschliches Herz nicht weniger als dreißig Stunden außerhalb des Körpers, zu dem es gehört hatte, weiter schlagen zu lassen.

Professor Woodruff von der Yale-Universität hat nachgewiesen, daß das Dasein einzelliger Tiere nicht notwendigerweise ein Ende zu finden braucht. In einer Paramaecium-Kultur konnte er innerhalb von 8500 Generationen, die 250000 Jahren menschlichen Lebens entsprechen, keinerlei natürlichen Tod feststellen. Diese Versuche führten zu der sensationellen Schlussfolgerung, daß Lebenszellen potentiell unsterblich sind, ein Ergebnis, das anscheinend durch die Experimente des weltberühmten Chirurgen Dr. Alexis Carrel vom Rockefeller-Institut seine Bestätigung findet. Das Leben der Hühner beträgt durchschnittlich etwa fünf Jahre. Dr. Carrel bewahrt in seinem Laboratorium Zellen auf, die er vor zwanzig Jahren dem Herzen eines Küchleinembryos entnahm, und die noch jetzt lebendig und gesund sind. Ebenso hat er Gewebezellen von Ratten, Mäusen, Meerschweinchen und Menschen viele Jahre lang auf günstigem Nährboden in seinem Laboratorium am Leben erhalten. Dem Gehirn entnommene Zellen jedoch leben nur kurze Zeit.

Aus diesen Ergebnissen zieht Dr. Carrel den Schluß, daß losgelöste menschliche Zellen unter günstigen Bedingungen ewig leben und sich fortpflanzen können! Dagegen bringen diese Zellen, wenn die Natur sie zu Körpern und komplizierten Gebilden, wie Gehirnen, zusammenfügt, auch Verfall und Tod mit sich. Die beste Hypothese, die Dr. Carrel zur Erklärung dieser Tatsache zu geben vermag, ist, daß eine Einzelzelle in halbflüssigem Zustand ständig in der Lage ist, ihre Gifte — Nebenprodukte des Lebensprozesses — unmittelbar und reslos in die sie umgebende Flüssigkeit auszuscheiden, während im Körper diese Gifte nicht entweichen können, und sich deshalb unvermeidlich Zersetzungsstoffe ansammeln, die zum Verfall führen.

Durch eine Reihe bemerkenswerter Experimente hat Dr. George W. Crile in Cleveland tote Materie zu neuem Leben erweckt. Dr. Crile hat in seinem Laboratorium lebensähnliche Zellen hergestellt, die eine unheimliche Anzahl charakteristischer Merkmale des Lebens aufweisen. Diese „Zellen“ bestehen nicht im strengen Sinne des Wortes aus anorganischen Stoffen, wie Erde oder Stein. Dr. Crile nahm das Gehirngewebe eines frisch getöteten Tieres und verwandelte es vermittels elektrischer Ströme zu Asche. Aus der sich ergebenden Substanz gewann er gewisse Salze und sonstige Bestandteile. Dieser Mischung wurden Eiweiß und einige andere Grundstoffe und Chemikalien zugesetzt, und das Ganze wurde mit elektrischem Strom behandelt. Das Ergebnis waren seltsame kleine gallertartige Gebilde mit vielen lebensähnlichen Eigenschaften. Diese von Menschenhand erschaffenen Zellen nehmen Sauerstoff auf und geben, wie Lebewesen, Kohlensäure, von sich. Sie besitzen die Fähigkeit, sich schnell zu bewegen, so daß es oft schwierig ist, sie im Blickfeld des Mikroskops zu behalten. Sie nehmen durch Fütterung an Umfang zu und besitzen anscheinend die Fähigkeit, sich zu vermehren.

Nach Ansicht Dr. Criles hängt das Leben aufs engste mit elektrischer Energie zusammen, „wenn es nicht an und für sich Elektrizität, soweit der Mensch sie heute kennt, ist“. Der schlagendste Beweis dafür, daß die lebenserhaltende Kraft in elektrischer Ladung zu suchen ist, wurde durch den Versuch mit einer mikroskopisch kleinen Vorrichtung erbracht, die sich an einer Amöbe anbringen ließ. Exakte Messungen ergaben, daß die Amöbe eine elektrische Spannung von einem Sechzigstel Volt aufwies. Wurde ihr genügend positiver Strom zugeführt, um die negative Ladung des Organismus auszugleichen, so waren Tod und Auflösung die Folge. Die Amöbe blieb sowohl bei Überschuß als auch bei Mangel an elektrischer Ladung am Leben, aber sie kam um, sobald ihre elektrische Ladung neutralisiert wurde.

In Pflanzen und Tieren kreisen also ununterbrochene elektrische Ströme, und es liegt nahe, jede Zelle als eine elektrische Miniaturbatterie zu betrachten. Die Zellen sind sich, was die Stromerzeugungskapazität anbetrifft, nicht gleich. Junge Zellen weisen die stärkste, alte die schwächste elektrische Kraft auf; bei toten Zellen fehlt sie ganz. In dieser Einbuße an elektrischer Kraft durch Vergiftung, Verletzung oder einfache Abnutzung liegt nach Dr. Criles Ansicht das große Geheimnis des Todes. Solange ein menschliches Wesen elektrisch ist, solange lebt es.

*

Andere.

Von Dr. Ross Aiken Gortner, Professor der Agrilkulturchemie an der Universität Minnesota, in „The Scientific Monthly“, Lancaster (Pennsylvania). — Die Ausführungen sind einer Ansprache entnommen, die Dr. Gortner als Vorsitzender der Amerikanischen Naturforscherversammlung auf deren letzter Jahresversammlung hielt.

Das Verhältnis unserer Kultur zu den „anderen“ Kulturen, die vor uns waren oder nach uns sein werden, ist das entwicklungsgeschichtliche Thema, dem ich mich heute abend widmen möchte.

Es wird behauptet, daß das älteste Datum der Menschheitsgeschichte, das mit Sicherheit festzustellen ist, der 19. Juli des Jahres 4241 v. Chr. sei. Das altägyptische Kalenderjahr bestand aus 365 Tagen, die in zwölf Monate zu je dreißig Tagen, mit fünf Zusatztagen am Schluß des Jahres, eingeteilt waren. Diese zwölf Monate zerfielen in drei Jahreszeiten: die Zeit der Überschwemmung, der Aussaat und der Ernte. Als ersten Tag des Jahres wählte man einen Tag, an dem sich zwei außerordentliche Vorkommnisse ereigneten: das Einsetzen des Nilhochwassers und der gleichzeitige Aufgang von Sonne und Sirius (oder Sothis, wie die Ägypter diesen Stern nannten). Dieses astronomische Zusammentreffen wird als heliakischer Sothisaufgang bezeichnet und wiederholt sich jeweils nach der sogenannten Sothis- oder Hundsternperiode, die 1460 Sonnenjahre oder 1461 Wandeljahre (bürgerlicher Kalender) umfaßt.

Im Verlaufe der ägyptischen Geschichte ereignete sich dieser heliakische Sothisaufgang in den Jahren 4241, 2781 und 1321 v. Chr. sowie im Jahre 140 n. Chr. Da jedoch der nach der Sothisperiode berechnete ägyptische Kalender bereits vor der Vierten Dynastie in Gebrauch war, muß er schon vor dem Jahre 2781 v. Chr., also spätestens im Jahre 4241 eingeführt worden sein. Die Berechnungen der Astronomen ergeben, daß dieser heliakische Aufgang auf dem Breitengrad von Memphis in der Morgendämmerung des 19. Juli 4241 v. Chr. zu beobachten war. Der altägyptische Kalender ist also spätestens an diesem Tage eingeführt worden. Die Möglichkeit bleibt offen, daß seine Einführung noch eine oder mehrere Sothisperioden, das heißt 1460 Jahre oder ein Vielfaches von 1460 Jahren, weiter zurückliegt.

Wenn ich die Aufmerksamkeit auf dieses Datum lenke, so tue ich es, um zu betonen, daß schon im Jahre 4241 v. Chr. die astronomische Wissenschaft in Ägypten hochentwickelt war.

Stellen wir uns einmal vor, daß einige der Wissenschaftler, die hier heute abend zugegen sind, mitsamt ihrer ganzen vielseitigen modernen Bildung, kraft irgendeines Zaubers nach Memphis in die Morgendämmerung des 19. Juli 4241 v. Chr. zurückversetzt würden, und daß sie dort, die Blicke nach Osten gerichtet, den Sonnenaufgang beobachten könnten. Wie viele unter ihnen würden wohl bemerken, daß vor ihren Augen ein unvergleichliches, nie vorher beobachtetes astronomisches Ereignis stattfindet? Aller Wahrscheinlichkeit nach würde der heliakische Aufgang unbemerkt vorübergehen. Die Priester des alten Ägyptens aber waren in den Himmelserscheinungen genügend bewandert, um dieses ungewöhnliche Ereignis zu erkennen und festzuhalten. Je mehr wir die Dokumente der Vergangenheit entziffern, desto größer wird unsere Achtung vor dem Wissen vergangener Kulturen.

Auf den Ebenen von Arizona, bei Casa Grande, stehen die Ruinen eines prähistorischen Bauwerks. Es ist in Form eines doppelten hohlen Quadrats errichtet, und zwar liegt eines der beiden drei Stockwerke hohen und aus Lehmblöcken erbauten Rechtecks innerhalb des anderen. Dieses Gebäude mit seinen eineinviertel Meter dicken Mauern war vermutlich einst die Zitadelle einer großen und volkreichen Stadt. In der nach Osten zu gelegenen Mauer der Ruine befindet sich ein Loch von etwa 5 cm Durchmesser, das durch die ganze Dicke der Mauer geht. Die Mauer des inneren Raumes weist ein entsprechendes Loch auf, und bei Sonnenaufgang am 7. März fallen die Sonnenstrahlen erst durch das Loch der äußeren Mauer, dann durch den Innenraum des äußeren Rechtecks und darauf durch die zweite Lehmmauer bis in den inneren Raum hinein, wo sie schließlich auf den Mittelpunkt eines an der gegenüberliegenden Wand angebrachten schlichten Kreuzes treffen. Das wiederholt sich bei Sonnenaufgang am 7. Oktober. Handelt es sich um einen Kalender, der Anfang und Ende des Sommers, Aussaat- und Erntezeit, vermerkt? Alle Anzeichen deuten darauf hin, und man kann nur staunend feststellen, daß diese primitiven Steinzeitmenschen ohne irgendwelche modernen technischen Instrumente diese beiden Löcher herzustellen vermochten, die eigentlich eine etwa 5 cm weite und etwa 12 m lange, ihrem Gefälle nach genau in solchem Winkel ausgerichtete Röhre bilden, daß die Strahlen der aufgehenden Sonne sie ungehindert in ganzer Länge durchfluten...

Technische Gedenktage.

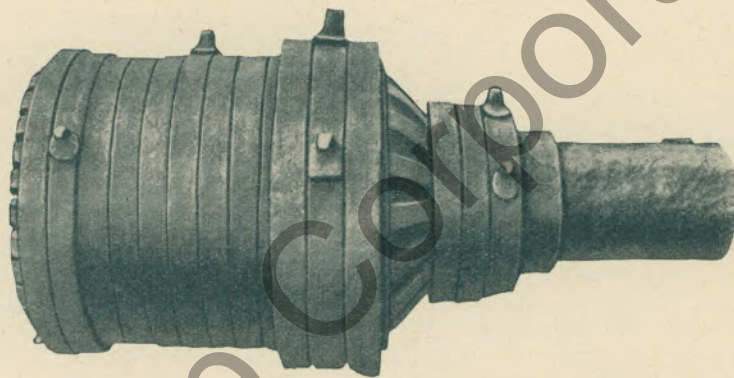
8. 10. 1669 fand der Bergknappe Simon Weißenbacher in einem Stollen in Eisenerz beim Sortieren der Eisensteine einen solchen von 2 Pfund Gewicht. Als nun der Knappe diesen Stein mit seiner Haue zer- schlagen hatte, sah er auf den beiden Bruch- flächen ein Bild, „wel- ches nicht undeutlich die Vorstellung der allerheiligsten Jung- frau und Gottesge- bährerin aufdrang“. Nach Begutachtung durch den kaiserlichen Bergrichter und den ersten Marktscheider wurde der Stein „als ein besonderes Pfand der Gunst der gött- lichen Jungfrau an den kaiserlichen Hof Er. durchlauchtigsten



Majestät Leopold I. überfandt“. Später wurde der Fund in der Amtskanzlei zu Eisen- erz ausgestellt und hat unter dem Namen „Marianische Wun- derstufe“ viel von sich reden gemacht. Bei- folgendes Bild ge- währt einen Blick in den großen Erztrich- ter des steirischen Erz- berges vor 75 Jahren.

Blick in den gro- ßen Erztrichter des steirischen Erz- berges um 1860. (Aus: „Die Öster- reichisch-Alpine Mon- tangesellschaft 1681 bis 1931“. Wien 1931, 2. Teil, Seite 109.)

3. 10. 1377 lieferte der Büchsen- meister Falko aus Meß dem Rat der Stadt Frankfurt a. M. eine bestellte Steinbüchse ab, die an diesem Tage sowie am 17. Okto- ber desselben Jahres beschossen wurde. Die Büchse muß wohl die vom Frankfurter Rat gestellte Bedingung, einen hundertpfün- digen Stein 300 Schritt weit zu schießen, erfüllt haben. (Diese An- gabe ist die erste über die Schuß-



weite eines Pulvergeschüßes!) Denn der Büchsenmeister erhielt den Auftrag, zwei weitere Büch- sen anzufertigen, die er bis De- zember 1377 ablieferte. Die ne- benstehende Abbildung zeigt eine im Wiener Heeresmuseum be- findliche Steinbüchse aus dem Jahre 1425, die ein Kaliber von 88 cm bei einer Länge von etwa 2,50 m aufweist.

Steinbüchse aus dem Wiener Heeresmuseum vom Jahre 1425.

23. 10. 1820 nahm John Birkinshaw das englische Patent Nr. 4503 auf gewalzte Eisenbahnschienen. Bis dahin wurden beim Eisenbahnoberbau nur gußeiserne Schienen verwandt, die jedoch häufig brachen, weil das Gußeisen eine in Anbetracht der hohen Belastung durch die Eisenbahnwagen nur geringe Festigkeit aufwies. Weiter waren die gußeisernen Eisenbahnschienen zu kurz, so daß viele Verbindungsstellen notwendig waren. Diese Schwierigkeiten beseitigte die gewalzte Schiene aus Stahl. Dem aufmerksamen George Stephenson entgingen die Vorteile dieser Schienenherstellungsart nicht. Er trat daher mit Birkinshaw, der damals Oberingenieur der Bedlingtonhütte zu Durham war, in Verbindung, um die Stahl-

schiene beim Bau der Bahn von Stockton nach Darlington zu ver- wenden. Die Schwierigkeiten bei der Einführung waren jedoch groß, da, wie so oft, wenn es sich um die Einführung technischer Neue- rungen handelt, auch in diesem Falle das Befangensein in den Ver- hältnissen des Hergebrachten ein wesentliches Hemmnis bedeutet. Nach vielen Mühen gelang es Stephenson daher, wenigstens zur Hälfte die Verwendung der gewalzten Schienen an Stelle der bisher ausschließlich gebrauchten Gußeisenschienen durchzusetzen. Die Ab- bildung zeigt den Einbau der gewalzten Schiene (der sogenannten Fischbauchschiene) unter Verwendung gußeiserner Stähle, die auf Steinen gelagert waren.

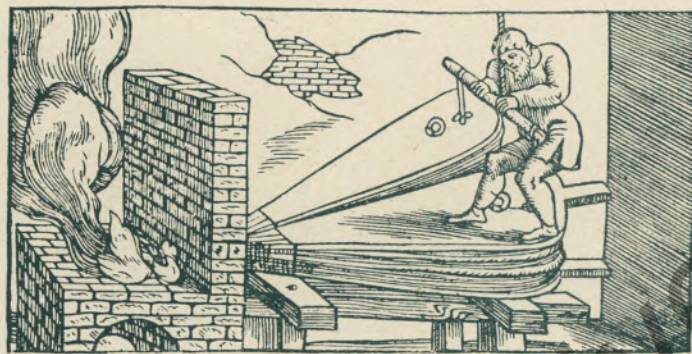


Fischbauchschiene von John Birkinshaw.

Nach A. Haarmann: „Das Eisenbahn-Geleise“. Geschichtl. Zl., I. Hälfte, Leipzig 1891, S. 40.



Aus: Biringuccios „Feuerwerkskunst“.
Bergwerk mit Förderschmiede
und Grubengebäuden.



Antrieb des Blasebalges
durch Aufspringen.

Bannoccio Biringuccio,

ein mit Unrecht vergessener italienischer Zeitgenosse Georg Agricolas.

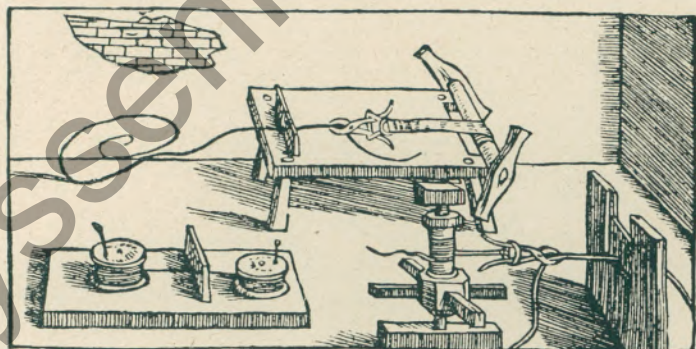
Am 20. Oktober 1480 wurde zu Siena der Sohn des Baumeisters Paolo Biringuccio und seiner Frau Lucrezia di Bartolommeo auf den Namen seines Großvaters Bannoccio getauft. Neben Georg Agricola war Biringuccio der fruchtbarste metallurgische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, und mit Recht sagt daher der bekannte Göttinger Technologe Johann Beckmann, der, nebenbei bemerkt, Biringuccio wieder entdeckt hat, im Jahre 1783 folgendes: „Bannoccio Biringuccio ist der erste, welcher im Italienischen eine Metallurgie geschrieben hat, und er verdient den Ruhm, daß er nicht, nach der Gewohnheit seiner Zeitgenossen, nur aus älteren Büchern wahre und falsche Nachrichten zusammengetragen hat, sondern daß er in und außer Italien selbst Untersuchungen und Beobachtungen angestellt und nach diesen die meisten metallurgischen Arbeiten ordentlich und deutlich gelehrt hat.“ Dieses Urteil, das vor 150 Jahren gefällt wurde, hat auch heute noch volle Gültigkeit. Eben weil Biringuccio seine Auslassungen auf Grund praktischer Kenntnisse und gemachter Beobachtungen niederschrieb, sind sie für die Geschichte der Technik so wertvoll. „Ich weiß nur das, was ich mit eigenen Augen gesehen habe“, sagt er selbst.

Über Biringuccios Leben wissen wir wenig. Als Anhänger des Stadttyrannen Pandolfo Petrucci machte ihn dieser zum Leiter seiner Eisenwerke zu Boccheggiano. Später leitete er auf Veranlassung einer Gesellschaft von Edelleuten die Silbergruben am Abanzoberge. Diese Stellung ermöglichte ihm zwei Studienreisen nach Deutschland, die ihm viele Anregungen gaben. 1513 wurde er zum städtischen Baumeister, das heißt Werkmeister des Zeughauses, ernannt. Infolge politischer Kämpfe hielt sich Biringuccio in den folgenden beiden Jahrzehnten nur zeitweise in seiner Vaterstadt auf. So sehen wir ihn in Rom, Neapel, Sizilien und Florenz, wo er ein großes Geschütz goß. Anfangs der dreißiger Jahre kehrte er nach Siena zurück und wurde im Jahre 1535 Baumeister und oberster Werkmeister

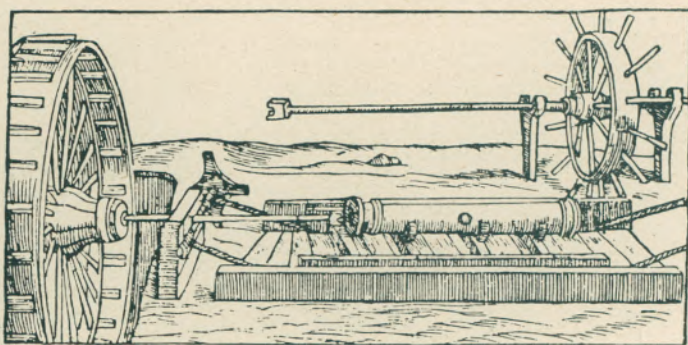
des Domes. 1538 trat er in die Dienste des Papstes Paul III. als Leiter der päpstlichen Gießerei. Bald nachher muß er gestorben sein, denn aus einer Urkunde vom 30. April 1539 geht hervor, daß er an diesem Tage bereits tot war. Erst im Jahre 1540 erschien das Werk, das seinen Namen bis in unsere Tage getragen hat: Die Pirotechnia, zehn Bücher von der Feuerwerkskunst.

Dieses Werk, ein Lehrbuch der chemisch-metallurgischen Technologie, hat in seiner Ursprache sechs Auflagen erlebt; außerdem gibt es drei französische Übersetzungen, und in neuerer Zeit hat Otto Johannsen eine deutsche Ausgabe veröffentlicht. Biringuccio fußt, wie als sicher angenommen werden kann, auf deutsche Vorbilder, und zwar vornehmlich auf Kriegs- und Feuerwerksbücher, an deren Anlage und Aufbau viele Anklänge bei ihm zu finden sind.

Der Inhalt des Werkes zerfällt in zehn Bücher, jedes mit einem Vorwort und einer Reihe von Kapiteln. Das erste Buch hebt an mit dem Auffuchen der Erze und dem Bau der Stollen. Dann folgen die Metallurgie des Goldes, Silbers, Kupfers, Bleies, Zinns, Eisens und des Stahls sowie die Herstellung des Messings. Die Gewinnung der Halbmetalle, des Salzes und die Glasherstellung füllen das zweite Buch, während sich das dritte Buch ganz ausführlich und gründlich mit dem Probieren und Vorbereiten der Erze zum Schmelzen beschäftigt und dann die Verhüttung der Silbererze sowie die Kupferherstellung behandelt. Die Trennung von Gold und Silber sowie die Legierungen der Metalle bilden den Inhalt des vierten und fünften Buches. Das ausführlichste Buch, das sechste, berichtet über die Gießkunst, und zwar ganz besonders über die Formerei. Die Vorbereitung des Lehms, die Herstellung der Formen und Kerne für Glocken und Geschütze, das Aufhängen und das Schweißen gesprungener Glocken werden eingehend geschildert unter Angabe genauer Vorschriften für die Ausführung



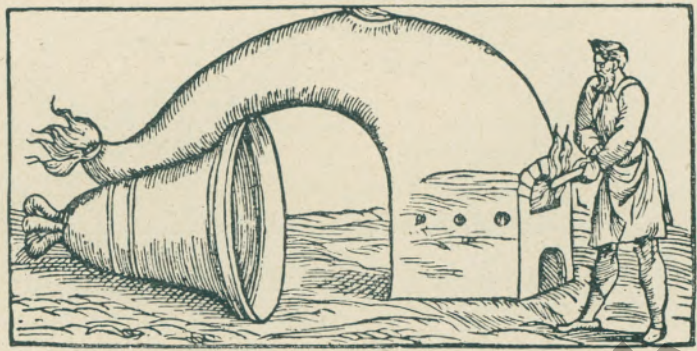
Aus: Biringuccios „Feuerwerkskunst“.
Drahtziehen mit Haspel und Rolle.



Geschützbohrmaschine.



Glashütte.



Das Schweißen zersprungener Blöcke.

Aus: Biringuccios „Feuerwerkskunst“.

der einzelnen Kunstgriffe. Die Ergänzung zu diesem Buche bildet das siebente, das sich mit dem Schmelzen der Metalle befaßt, unter Berücksichtigung des Ofenbaus, des Herds und Liegelschmelzens, der Blasebälge und ihrer verschiedenen Antriebsarten, der Verarbeitung der Geschützrohre, des Lafettenbaues und des Kugelhusses aus Eisen. Im Anschluß an den Guß dieser großen Stücke beschäftigt sich das achte Buch mit dem Meinguß. In diesem Buch wird in der Hauptsache das Formen mit Sand im Kasten behandelt und auf einige Flüssmittel hingewiesen zur Vermeidung von Hohlräumen in den fertigen Gußstücken. Aus dem Inhalt des neunten Buches sind die Alchimie, die Destillierkunst, die Münzerei, die Gold- und Kupferschmiedekunst, die Zinngießerei und das Drahtziehen sowie die Eisenschmiedekunst zu erwähnen. Das letzte Buch befaßt sich mit der Bereitung des Schießpulvers, der Sprengkörper, der Minen, Brandrohre, Feuerköpfe, Brandkugeln und der Feuerwerkskörper zu Luftfeuerwerken und schließt mit einem Kapitel über das Feuer, das ohne Aschenbildung verbrennt und das stärker ist als alle anderen Feuer, nämlich das Feuer, das der große Sohn der Venus geschaffen hat.

Der Text wird durch zahlreiche Abbildungen erläutert. Gegenüber Agricola ist die Ausführung der Bilder primitiver, besonders lassen sie in der Perspektive etwas zu wünschen übrig. Aber



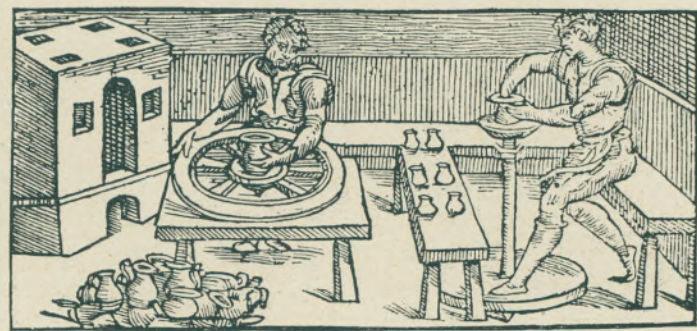
trotzdem entbehren sie durch ihre Unwüchsigkeit keineswegs des Reizes. Geschichtlich sind sie äußerst wertvoll, da sie uns eine Reihe technischer Vorgänge und Einrichtungen des 16. Jahrhunderts vermittelten. Die Umrahmung des Titelblattes spiegelt den Inhalt des Werkes wider, indem dort die hauptsächlichsten Maschinen und Apparate, die in den zehn Büchern des Werkes auftreten, in verkleinertem Maßstabe abgebildet werden.

Die Bedeutung Biringuccios für die Geschichte der Technik ist aber nicht auf die reine Metallurgie beschränkt — bis zur französischen Enzyklopädie, die mehr als hundert Jahre später erschien, blieb beispielsweise die Pirotechnia das wichtigste Buch über die Gießkunst —, auch für die Chemie und chemische Technologie sind Biringuccios Ausführungen ebenso wichtig. Und wenn sein Zeitgenosse Georg Agricola in der Vorrede zu seinem Bergwerksbuch schreibt: „Kürzlich hat Bannoccio Biringuccio aus Siena, ein schreibgewandter und viel erfahrener Mann, in italienischer Volkssprache eine Arbeit über das Schmelzen, Scheiden und Legieren der Metalle verfaßt“, so können wir uns diesem Urteile unseres Landsmannes mit bestem Gewissen rückhaltlos anschließen.

Titelblatt
von Biringuccios „Feuerwerkskunst“, 1540.



Die Vorbereitung des Destillierofens.



Töpferwerkstatt.

Aus: Biringuccios „Feuerwerkskunst“.

Fortschritte der Technik

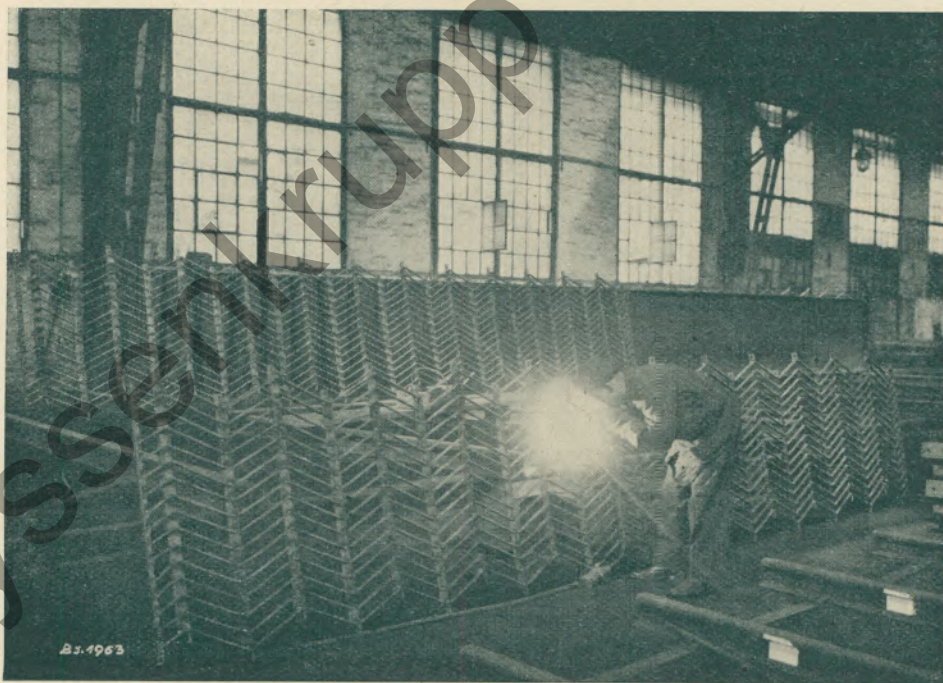
Schreibe fern vom Schreibtisch aus! — Zwölf Fernschreibverbindungen gleichzeitig auf einem Draht. —
Von Stahlroststraßen und stählernen Kanalbetten.

Die Fernschreiber, bei denen die Buchstaben, die man auf der einen Maschine anschlägt, durch elektrische Kontakte die Maschine am andern Orte steuern, haben sich in den letzten Jahren bereits gut bewährt. Bisher war es notwendig, daß man für diesen Dienst eine Leitung fest gemietet hatte.

Durch die sogenannte Unterlagerungstelegraphie konnte man bereits über dieselbe Leitung gleichzeitig telephonieren und telegraphieren; die Frequenz der Stromstöße muß dafür möglichst verschieden sein, dann lassen sich die einzelnen Stöße am andern Ende des Drahtes fein säuberlich sortieren: die einen zum Telegramm, die andern zum Telephongespräch. Also das Telephonieren stört das Telegraphieren nicht im geringsten. Wenn man aber das Band der Schwingungen, das die menschliche Sprache im Telephon umspannt, unterteilt, so kann man die Teilfrequenzbänder ebensogut zum Telegraphieren verwenden, oder auch zum — Fernschreiben. Die Reichspost hat ab 1. Oktober 1933 zwischen Berlin und Hamburg einen Fernschreibdienst eingerichtet, bei dem man über eine Telephonleitung — auf der man dann allerdings nicht auch noch sprechen kann — zwölf Fernschreibverbindungen geben kann. Also braucht der an den Fernschreiber angeschlossene Kunde künftig nur noch ein Zwölftel der Leitung. Das Fernschreiben muß also billiger werden! Außerdem hat die Reichspost noch eine Verbesserung eingeführt: Man kann nach dem Selbstanschlußsystem selbst wählen und dann einen Fernbrief



Die einzelnen Elemente werden in der Montagehalle der Dortmunder Union (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft) zusammengefügt.



Die Stahlroste werden verschweißt.

an alle diejenigen geben, die einen Fernschreiber haben. Nun, im Augenblick sind das wohl noch nicht allzu viele. Aber wir haben nun doch die Aussicht, zu erleben, daß alle Firmen, ebenso selbstverständlich wie das Telephon, auch ihren Fernschreiber haben. Hoffentlich haben sich bis dahin auch die Damen an den Schreibmaschinen so vervollkommen, daß nicht allzu viele Tippfehler ferngeschrieben werden. Oder ob die Technik mit einer Korrekturvorrichtung schneller da ist? In unserer sportfreudigen Zeit werden die Damen sicher den Ehrgeiz haben, diesen Wettlauf zu gewinnen und die Korrekturvorrichtung überflüssig zu machen.

Nicht mit Unrecht könnte hier eingewendet werden: Wir haben viel wichtigere Probleme zu lösen! Das soll nicht bestritten werden; haben wir doch früher schon wiederholt an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß in der Verkehrstechnik das technisch Mögliche den wirtschaftlichen Bedürfnissen weit voraus ist. Es handelt sich bei den Fortschritten des Fernschreibens aber, das dürfen wir — die Technik gewissermaßen entschuldigend — sagen, um „Nebenprodukte“ technischer Forschungsarbeit, die man (ebenso wie die Nebenprodukte der Kokerei der Steinkohle) natürlich bestrebt ist, zu verwerten.

Die Fortschritte der Radiotechnik liefern jetzt ebenfalls ein interessantes Nebenprodukt: den drahtlosen Fernschreiber. Ebenso wie man drahtlos telegraphiert, kann man im

Prinzip auch drahtlos fernschreiben, weil die Fernschreibmaschine einmal da ist. Wegen der Störungen und des Fadings kann man da aber doch noch große Enttäuschungen erleben. Aber zwei verschiedene Systeme dafür sind bereits erprobt worden, und zwar zwischen Berlin und Buenos Aires und Berlin-Moskau; der letztgenannte Dienst ist sogar bereits seit zwei Jahren in ständigem Betrieb. Nicht genug damit: Jetzt hat man ein drittes Verfahren zur praktischen Verwendbarkeit entwickelt. Es ist eine stark vereinfachte Fernbildübertragung. Das Schriftbild ist leicht abzutasten und auch bei Störungen noch recht gut lesbar. Auf Schönheit des Bildes kommt es ja dabei weniger an.

Also zusammen nicht weniger als fünf neue Wege des Fernschreibens! Zugleich ein Beweis, wie fruchtbar ein technischer Gedanke sein kann. Die Photozelle, über deren immer neue Anwendungsmöglichkeiten wir hier wiederholt berichteten, gibt dafür ein ebenso gutes Beispiel.

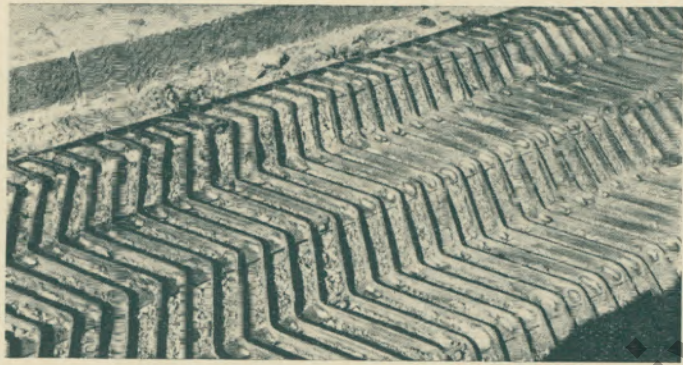
Bei den neuesten Fortschritten der Technik ist ein für allemal die Basis zu schmal, um gleich Hunderttausende von Arbeitskräften beschäftigen zu können. Wollen wir angesichts der vier Millionen Gewerksloser in Deutschland Wege zur Arbeitsbeschaffung suchen, so empfehlen sich Fortschritte der Technik, die schon im Feuer hundertfacher praktischer Erprobung geläutert sind. Eins der aussichtsreichsten Anwendungsgebiete aber ist auch hier wiederum, das beweisen die geplanten Autostraßen, der Verkehr. Als solche Fortschritte darf man zum Beispiel die Spundwandisen ansprechen. Wer hätte vor Jahren zu prophezeien gewagt, daß sie einmal berufen sein würden, unsere Kanäle, die zum Teil den heutigen Ansprüchen nicht mehr gewachsen sind, auf ein Niveau höherer Technik und höherer Wirtschaftlichkeit zu heben? Und doch ist es heute so. Solange man Kanäle in Erde bettet, kann man die untiefen, schrägen Uferböschungen für den Verkehr nicht ausnützen. Kanäle verbreitern ist teuer; nicht zuletzt durch den dafür notwendigen Grunderwerb. Die Spundwandisen ersparen diese Kosten. Wenn man sie in der Linie des Wasserspiegels einrammt, so kann man die Zwickel von Erdreich, die zur Uferböschung aufsteigen, wegbaggern, und man gewinnt bei gleicher Breite des Wasserspiegels hinreichend an nutzbarer Kanalfläche. Mitunter ist schon eine Spundwand auf einer Seite des Kanals ausreichend. Bei der Verbreiterung des Dortmund-Ems-Kanals hat man jetzt von diesen Vorteilen der Spundwandisen, die zum großen Teil von der Dortmunder Union geliefert worden sind, Gebrauch gemacht. Dort, wo infolge des Bergbaus Bodenversenkungen eintreten, wie zum Beispiel am Rhein-Herne-Kanal, bieten die Spundwände die Möglichkeit einer noch viel leichteren Anpassung.

In den nächsten Jahren werden in allen deutschen Gauen die Kanalbauarbeiten in Schwung kommen: der Hansakanal, der Mittellandkanal sowie sein südlicher Abzweig nach Leipzig. Auch Oberschlesien wird durch einen Kanal besseren Wasserverkehr, billigere Frachten erhalten. Dabei bieten sich also für Spundwandisen umfangreiche Verwendungsmöglichkeiten.

Auch bei dem großzügigen Plan des Autostraßenbaus will die Eisenindustrie nicht beiseitegehen. In Düsseldorf wurde vor kurzem die erste, leider nur recht kurze Probestrecke einer Stahlroststraße verlegt, zu der ebenfalls die Vereinigte Stahlwerke A.-G. das Material geliefert haben. Die Stäbe der Stahlroste sind 22 mm hoch, 7 mm stark und mittels der Elektroschweißung auf Flachstahlunterzügen befestigt. Dadurch ergeben sich Roste von 6×1 m. Wenige Leute tragen einen solchen Rost. Durch einfache Splinte werden die Rostelemente miteinander verbunden. Dadurch ergibt sich eine Montagezeit von nur etwa fünf Minuten für den laufenden Meter. Viel länger wird auch die Ausfüllung der Roststäbe mit Teersplitt oder dergleichen nicht dauern. Überall dort, wo langwierige Straßenerneuerungen erhebliche Verkehrsstörungen mit sich bringen, sollte allein aus diesem Grunde die Stahlroststraße bereits in den Kreis ernsthafter Betrachtung gezogen werden. Zudem ist die Verschleißfestigkeit sehr hoch, Schlaglöcher können sich nicht bilden, ebensowenig Wellen und Gleise. Die Stahlstraße ist ferner sehr griffig und bietet hervorragenden Gleitschutz. Sie ist auch schwerem Verkehr gewachsen und doch zugleich die leichteste Straßendecke. Man stellt also nur Tatsachen fest, wenn man sagt: Der Stahlrost ist die Straßendecke höchster Qualität für höchste Beanspruchungen. Da man aber die Profile der Roststäbe beliebig wählen kann, vermag man sich mit dem Stahlrost jeder Lastbeanspruchung anzupassen, ohne einen der anderen Vorteile preiszugeben. Es ist daher zu hoffen, daß die Studiengesellschaft für den Bau von Stahlstraßen beim Stahlwerks-Verband in Düsseldorf nicht allzuviel Mühe haben wird, um dem Stahl ein sehr aussichtsreiches, neues Absatzgebiet zu erschließen. Auch im Auslande sollten sich der Stahlroststraße günstige Ausichten bieten; soweit kein engeres Eisenbahnetz vorhanden ist, wird nämlich die Autostraße künftig wohl vor dem Schienenwege fertiggestellt werden.

Interessant ist, daß jetzt in Deutschland der Gedanke auftaucht, für die Schienenomnibusse, die man besonders in Frankreich probeweise eingeführt hat, im Auslande, da, wo keine Eisenbahnen sind, Schienenwege anzulegen, auf denen die Schienenomnibusse mit Hilfe von Spurrännen bequem laufen können. Wollen sie den Schienenweg verlassen, so sollen sich die Spurrännen mit wenigen Handgriffen entfernen lassen. Man muß diesen Vorschlag als eine konstruktive Idee gelten lassen. Es wird hier wenigstens versucht, aus der durch die Fortschritte des Automobilbaus völlig veränderten Situation für Massentransporte im Auslande Folgerungen zu ziehen, die für die Eisenindustrien der Haupterzeugerländer neue Absatzmöglichkeiten eröffnen.

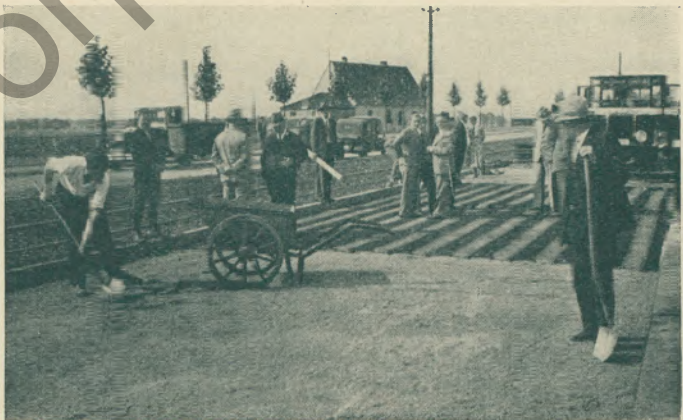
Gultor.



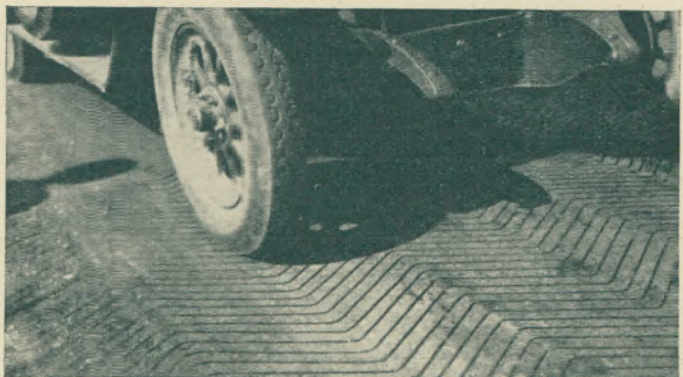
Veranierung und Verschraubung der Stahlroststraße.



Einbringen der Gällraße.



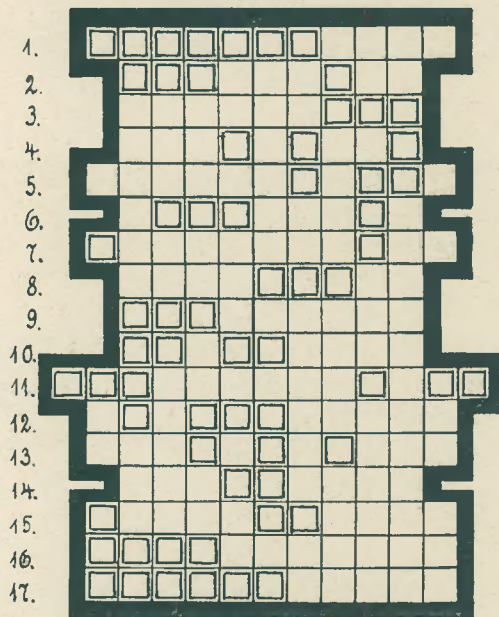
Aufbringen der Sanddecke.



Die fertige Stahlroststraße.

Der Mussknacker

Silbeneinschrätsel.



1. Stadt an der Elbe. 2. Stadt am Main. 3. Stadt in der Rheinpfalz.
4. Bad in Böhmen. 5. Stadt in Unterfranken. 6. Stadt an der Werra.
7. Stadt am Harz. 8. Stadt im Regierungsbezirk Düsseldorf. 9. Stadt
an der Mosel. 10. Stadt in Zentralamerika. 11. Stadt an der Wipper.
12. Stadt an der Holtemme. 13. Stadt im Regierungsbezirk Erfurt.
14. Stadt in der Westprignitz. 15. Stadt an der Havel. 16. Kreisstadt
im Regierungsbezirk Erfurt. 17. Stadtbezirk von Groß-Berlin.
a - bad - beck - ber - berg - berg - blei - bran - burg - che - de - de -
den - en - fran - frank - furt - furt - ge - gen - gen - gu - gutt - hal -
hau - ken - la - lan - le - ma - ma - ma - mei - ne - ni - nin -
per - pir - rem - ri - ro - ro - sal - scheid - schoe - schoe - schwein -
sen - sens - stadt - stadt - te - wer - za.

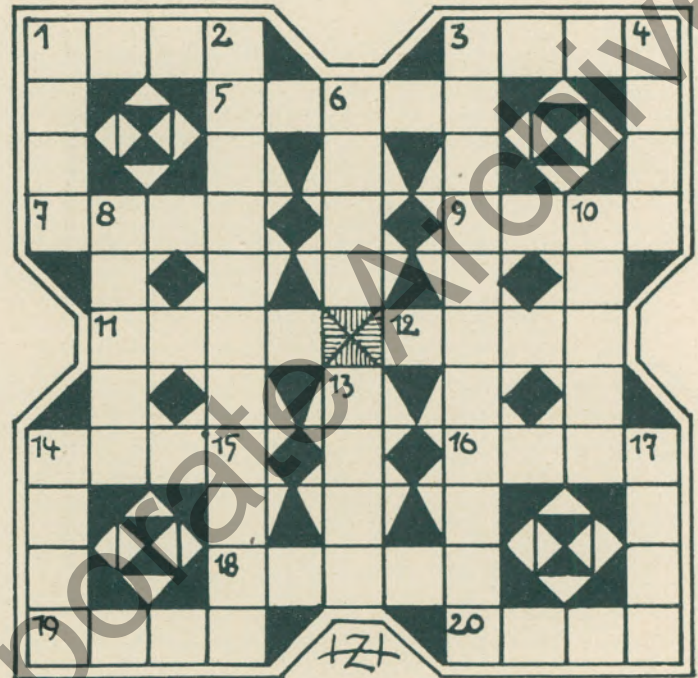
Vorstehende 55 Silben sind so in obige Figur einzufügen, daß 17 Wörter
von obenstehender Bedeutung entstehen. Die Buchstaben in den besonders
eingerahmten Feldern, der Reihe nach zusammengestellt, sollen ein indisches
Sprichwort ergeben (ö = o + e).

Geheimschriftsrätsel.

Schlüssel: 1. = Stadt an der Elbe
2. = Stadt in Schweiz 3. = Nagetier
4. = Selbstlaut 5. = Teil der Uhr

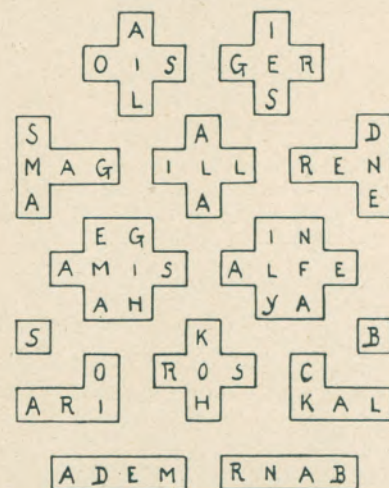
C. H.

Kreuzworträtsel.



- Waagerecht: 1. Nordischer Meerbusen. 3. Stadt in Thüringen.
5. Stadt in Oberitalien. 7. Schlachtenort des Weltkrieges. 9. Nebenfluß
des Rheins. 11. Grünfütter. 12. Laubbaum. 14. Skaleneinteilung.
16. Englische Industriestadt. 18. Italienischer Bühnenschriftsteller.
19. Brennmaterial. 20. Matrose.
Senkrecht: 1. Pelzart. 2. Deutsche Stadt. 3. Ehemalige deutsche
Festung. 4. Bruder Moses. 6. Gebirgsfluß. 8. Gebäudevorsprung.
10. Vorbild. 13. Kriegsgott. 14. Belgische Stadt. 15. Siedlung.
16. Wohnung. 17. Ton.

Formenzusammenstellrätsel.

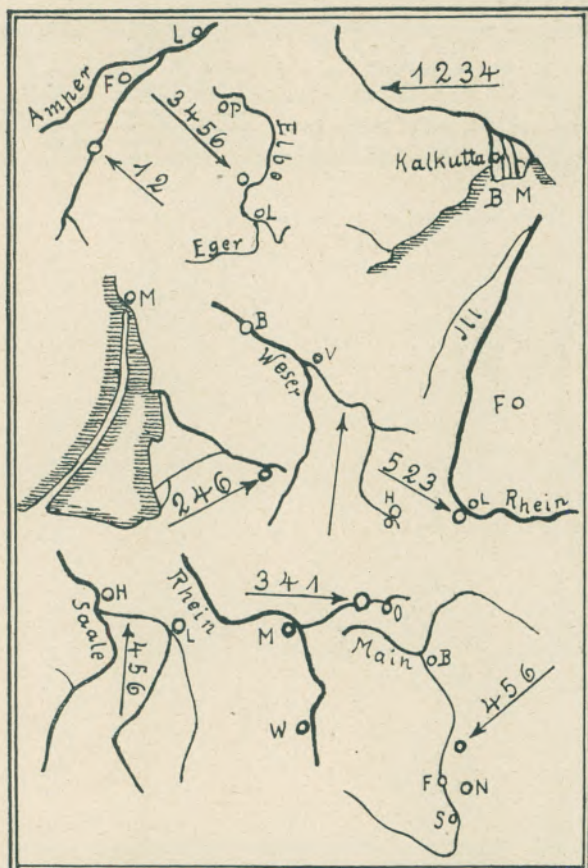


Stelle diese Figuren so zu einem Quadrate zusammen, daß die Buch-
staben in den acht waagerechten Reihen acht Wörter von folgender
Bedeutung ergeben:

1. Gefährte des Paulus. 2. Fluß und Staat in Nordamerika. 3. Stadt
an der Saale. 4. Herrschendes Volk in Ungarn. 5. Höhere Fachschule.
6. Österreichischer Dichter. 7. Deutscher Dichter. 8. Südafrikanische Wüste.
Die erste senkrechte Buchstabenreihe soll einen berühmten Deutschen
nennen.

C. H.

Erdfunde.



Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen gesucht werden. Die Ziffern auf den Pfeilen geben die Buchstaben der Namen an, die in der angegebenen Reihenfolge zu einem Sprichworte zusammengestellt werden sollen. Stehen auf einem Pfeile keine Ziffern, so wird der ganze Name verwendet. C. H.

Buchstabenersatz.

Hand. Arie. Baum. Kamm. Grat. Esau. Pilz. Last. Alba. Blut. Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter ersetze man durch andere, so daß neue Hauptwörter entstehen von folgender Bedeutung: 1. Streit. 2. Biblischer Name. 3. Pferd. 4. Pflanzenkeimling. 5. Pferdegangart. 6. Nebenfluß der Donau. 7. Haß. 8. Behälter. 9. Deutscher Strom. 10. Landschaft (poetisch).

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine Fußbekleidung, die Endbuchstaben eine Kopfbedeckung. W. J.

*

Lösungen aus dem Septemberheft.

Kreisswortsäusel.

1. Ferkel. 2. Kritik. 3. Eremit. 4. Meiler. 5. Helene. 6. Leiche. 7. Rienz. 8. Printe. 9. Tresse. 10. Affi. 11. Etubai. 12. Kabale. Ferienzeit.

Höher als im Vorjahre

war die diesjährige Besucherzahl des Teutoburger Wald-Erholungsheims. Das beste Zeichen für die immer stärker werdende Besinnung des Deutschen auf die Schönheiten seiner engeren Heimat. Haben auch Sie Ihre Ferien in den Teutbergen verlebt? Dann werden Sie sich gewiß bemüht haben, ihre besonderen Schönheiten und Reize im Lichtbild festzuhalten.

Vergessen Sie nicht:

Der Lichtbildwettbewerb „Der schöne Teutoburger Wald“, der offen ist für alle Besucher des Teutoburger Wald-Erholungsheims, wartet auf die Einsendung Ihrer Ausbeute!

Und auf Sie warten

Preise im Gesamtwert von 150 Mark.

Nennungsschluß: Verlängert bis zum 25. Nov. 1933. Nähere Bedingungen kostenlos durch die „Werk“-Schriftleitung.

Wortergänzung.

1. Gambrinus. 2. Komponist. 3. Milliarde. 4. Bandoneon. 5. Deserteur. 6. Edelweiß. 7. Meiningen. 8. Antwerpen. 9. Lohengrin. Diagonale: Goldregen.

Stworträtsel.

Burg, Walter, Truhe, Dur, Weisheit, und, David, Dach, Nachen, Eis, Nest, Uhr.

Durch Weisheit wird ein Haus gebaut und durch Verstand erhalten.

In der Stadt.

Last, Pflaster.

Quadraträtsel.

1. Distel. 2. Nachen. 3. Hektar. 4. Lindau. 5. Ingwer. 6. Elster. 1. Senkrechte: Dahlie.

Königszug.

An unsrer Väter Taten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n,
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n,
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freu'n,
Sein eignes Ich vergessen
In aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohltermessen,
Für unser Volk ein Herz.

Umland.

Rösselsprung.

Jeder sieht nur seine Plage,
Glaubt, daß er am schwersten trage,
Und ist sehr erstaunt,
Hört er eines andern Klage.
Der ist, heißt's dann, schlecht gelaunt.

H. Lingg.

Karreerätsel.

Lafun, Eifel, Grieg, Halle, Geld, Inn, Waife, Wunde, Gehirn, Saturn, Furchen.

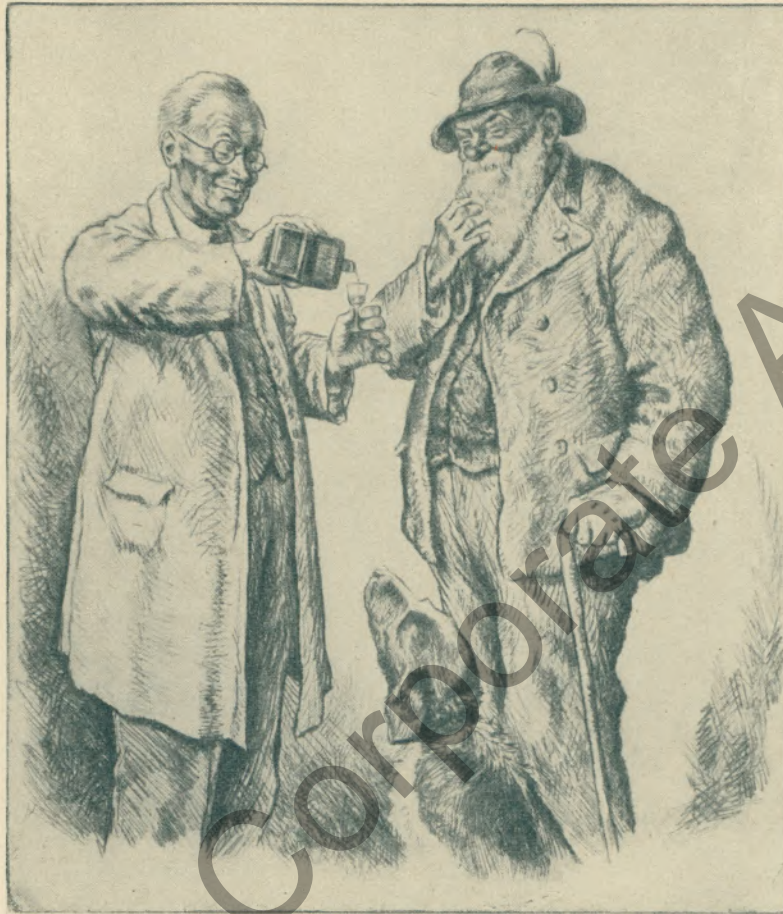
Erfahrung ist ein langer Weg und eine teure Schule.

Kreislaufätsel.

1. Nuß, 2. naß, 3. Hase, 4. Haß, 5. hart, 6. Harz, 7. Harz, 8. Harm, 9. Harm, 10. Halm, 11. Haß, 12. Saß.

Die Botanikerkrummel

enthaltend die buntesten im veranschauligten Monat
eingefassten Grollwörter



Der
Apothekerschnaps.
Radierung
von Otto Quante.

„Was gibt's zu essen?“

„Falschen Hasen.“

„Schon wieder, haben denn die falschen Hasen niemals Schonzeit?“
(Frankfurter Illustrierte.)

*

Der Michel hat bei einer Kauferei seinem Nachbarn, dem Cepp, fast den Daumen abgebissen und soll sich nun vor dem Richter wegen Körperverletzung verantworten.

Richter: „Angeklagter, was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?“

Angeklagter: „Gar nichts, als daß ich vollständig unschuldig bin. Was hat der Cepp nachts um halb zwölf mit seinem Finger in meinem Maul zu tun?“
(Wochenschau.)

*

Fein gesagt.

„Sie haben gesagt, ich wäre eingebildet?“

„Nein, niemals habe ich das getan; ich habe nur gesagt, wenn man Sie für den Preis kaufen könnte, den Sie wert sind, und Sie dann weiterverkaufen würde für das, was Sie selber glauben wert zu sein, würde man ein Bombengeschäft machen!“
(Blätter vom Hause Henkel.)

General Kirchner.

König Albert von Sachsen ist bekanntlich ein großer Nimrod vor dem Herrn gewesen. Berühmt war sein scharfes Auge, mit dem er Baum und Strauch zu durchdringen schien, um hinter dieser Dichtung dann die Kapitalen auszumachen.

Gleich gute Jägeraugen taugen aber meist wenig in der Stadt. Da versagen sie eben, ja, man kann sagen: da werden sie blind.

So kam es, daß einmal der König den Gruß des Generals Kirchner, einer der bekanntesten und humorvollsten Offiziere der alten sächsischen Armee, übersah. Ohne böse Absicht, ohne Wissen und Willen. Dabei war Kirchner fast 1,90 Meter groß und präsentierte sich seinem königlichen Herrn in voller Kriegsbemalung.

Ganz bedeckt schlich hinterher Kirchner ins Kasino, setzte sich in einen Sessel, baumelte mit dem Kopfe und seufzte:

„Mer mechte geradezu als Verzehnender lieber die Straße wechseln — damit Seine Majestät einen bemerkt...“

*

Wie unterscheidet sich ein glücklicher Ehemann von einem unglücklichen? Der eine hat ein trautes Heim, während sich der andere nicht heimtraut!
(Wochenschau.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigen Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigen Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

Bestellen Sie rechtzeitig

Einbanddecken und Sammelmappen

Die Preise betragen für eine

Einbanddecke in braunem Halbleinen	RM. 0,75
„ „ „ Ganzleinen	„ 1,—
„ „ „ Halbleder	„ 1,75

Die Preise der **für Geschenkw Zwecke** besonders geeigneten

Einbanddecken in dunkelgrünem, farbechten Indanthrenleinen mit Titel in Golddruck betragen

in dunkelgrünem Ganzleinen RM. 1,20

in Halbleder (dunkelgrüner Leinendeckel, abgetönter grüner Lederrücken und Lederecken)
RM. 1,90

Sammelmappen, geeignet zum Aufbewahren älterer Jahrgänge sowie für den Januar 1934 beginnenden neuen Jahrgang:

Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten und zeigen auf der Deckelseite in Golddruck die Aufschrift „Das Werk“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrganges stets von neuem zu verwenden. Die Mappen sind in zwei Ausführungen erhältlich.

Halbleinen: Leinenrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamem Karton
RM. 1,—

Ganzleinen: Besonders starke, dauerhafte Ausführung, Einschlagleisten aus doppelter Leinendecke mit festem Kartonvorstoß und Randverschnürung RM. 1,75

Zu den vorgenannten Preisen treten bei Postversand die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Bei Postbezug oder Auslieferung durch den Buchhandel sind Bestellungen auf Decken unmittelbar an die Schriftleitung Düsseldorf, Breite Straße 28, zu richten.

Einbanddecken für ältere Jahrgänge

Zahlreiche im Laufe des letzten Jahres eingegangene Bestellungen auf Einbanddecken für ältere Jahrgänge konnten nicht erledigt werden, da der Bestand restlos vergriffen war. Dem dringenden Wunsche langjähriger „Werk“-Leser entsprechend, haben wir eine Anzahl Einbanddecken ohne Jahreszahl anfertigen lassen, die zum Einbinden der Jahrgänge 1925/26, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932 und 1933 verwandt werden können.